



Rundbrief

ISSN 1431-5181

Aus dem Inhalt

- IDV 1993-2001 oder:
DaF geht in den Spagat
- Auf dem Weg nach Luzern
- Einführung in die Entwicklungsgeschichte
des Schweizerdeutschen
- Sprache(n) in der Deutschschweiz
- Fremdsprachendidaktik und -methodik
im Spannungsfeld von Theorie und Praxis

Der Internationale Deutschlehrerverband

66

April 2001



Inhaltsverzeichnis

AUS MEINER SICHT

G. Westhoff: IDV 1993–2001
oder: DaF geht in den Spagat 4

DIE XII. IDT IN LUZERN

M. Clalüna: Auf dem Weg nach
„Luzern“ 8

H.-W. Grüninger: Luzern – eine
Wiederbegegnung 11

AUS DEN VERBÄNDEN

M. Astwazatrjan: Regionaltagung
„Spezifik von Deutsch als Fremd-
und Zweitsprache“ 23

B. Kühn: Der Ecuadorianische
Deutschlehrerverband (ASEPA) 24

A. Tamilla: Der Deutschlehrer-
verband von Aserbaidshjan
präsentiert sich 27

VERANSTALTUNGSVORSCHAU 29

BEITRÄGE

H.-W. Grüninger: Einführung in
die Entwicklungsgeschichte des
Schweizerdeutschen 30

R. Schmidlin: Sprache(n) in der
Deutschschweiz 40

W. Pfeiffer: Fremdsprachendidaktik
und -methodik im Spannungsfeld
von Theorie und Praxis. Ein Essay 49

REZENSIONEN

Aussprachekurs Deutsch
(*L. Adamcová*) 56

Internet für Germanisten (*L. Eriksen*) 59

Wer? Wie? Was? Mega 2
(*R. Domisch*) 59

A. Steets: Robert Schneider:
Schlafes Bruder (*J. Tvrzniková*) 61

EINGESANDTE LITERATUR 62



DER INTERNATIONALE DEUTSCHLEHRERVERBAND

- Präsident:** **Gerard J. Westhoff**; Heidelberglaan 8; IVLOS – RUU;
NL-3584 TC Utrecht; Niederlande; Tel.: (0031) 30 253 1724;
Fax: (0031) 30 253 2741; E-Mail: G.Westhoff@ivlos.uu.nl
- Sitz des Präsidiums:** IVLOS Institut für Unterrichtswissenschaft; Universität Utrecht;
Heidelberglaan 8; NL-3584 TC Utrecht; Niederlande
- Generalsekretärin:** **Helena Hanuljaková**; Metodické centrum; Tomášikova 4;
P. O. Box 14; SK-820 09 Bratislava; Slowakische Republik;
Tel.: (00421) 7 52 222 53; Fax: (00421) 7 23 59 46;
E-Mail: hanuljak@netlab.sk
- Schatzmeister:** **Alfred H. Schulze**; 12, 2168 150A Street; Surrey, B. C.
V4A 9W4 Kanada; Tel.: (001) 604 536-9253;
Fax: (001) 604 536-7352; E-Mail: aschulze@direct.ca
- Schriftleiter a. i.:** **Hans-Werner Grüninger**; Kalchackerstr. 47; CH-3047 Brem-
garten b. Bern; Schweiz; Tel./Fax: (0041) 31 302 01 10
- Beisitzer:** **Torvald Perman**; Visasbacken 2 A; FIN-68600 Jakobstad;
Finnland; Tel.: (00358) 6 72 30 540; Fax: (00358) 6 78 51 347;
E-Mail: torvald.perman@pp.inet.fi
- Experten:** **Rolf Stehle** (Deutschland)
Brigitte Ortner (Österreich)
Monika Clalüna (Schweiz)
- IDV-Home page:** <http://www.wlu.ca/~wwwidv/netz.html>
IDV-Netz: idv-netz@wlu.ca
Webmaster: Herminio Schmidt; Wilfrid Laurier University; Waterloo, Ont.;
Kanada
-

Der IDV-Rundbrief erscheint zweimal jährlich. ISSN 1431-5181.

Herausgeber: Der Internationale Deutschlehrerverband

Verantwortlicher Schriftleiter: Hans-Werner Grüninger (ad interim)

*Zuschriften, Beiträge, Besprechungsexemplare und Anzeigenwünsche bitte an die
Schriftleitung schicken.*

Rundbrief 67 erscheint im Oktober 2001.

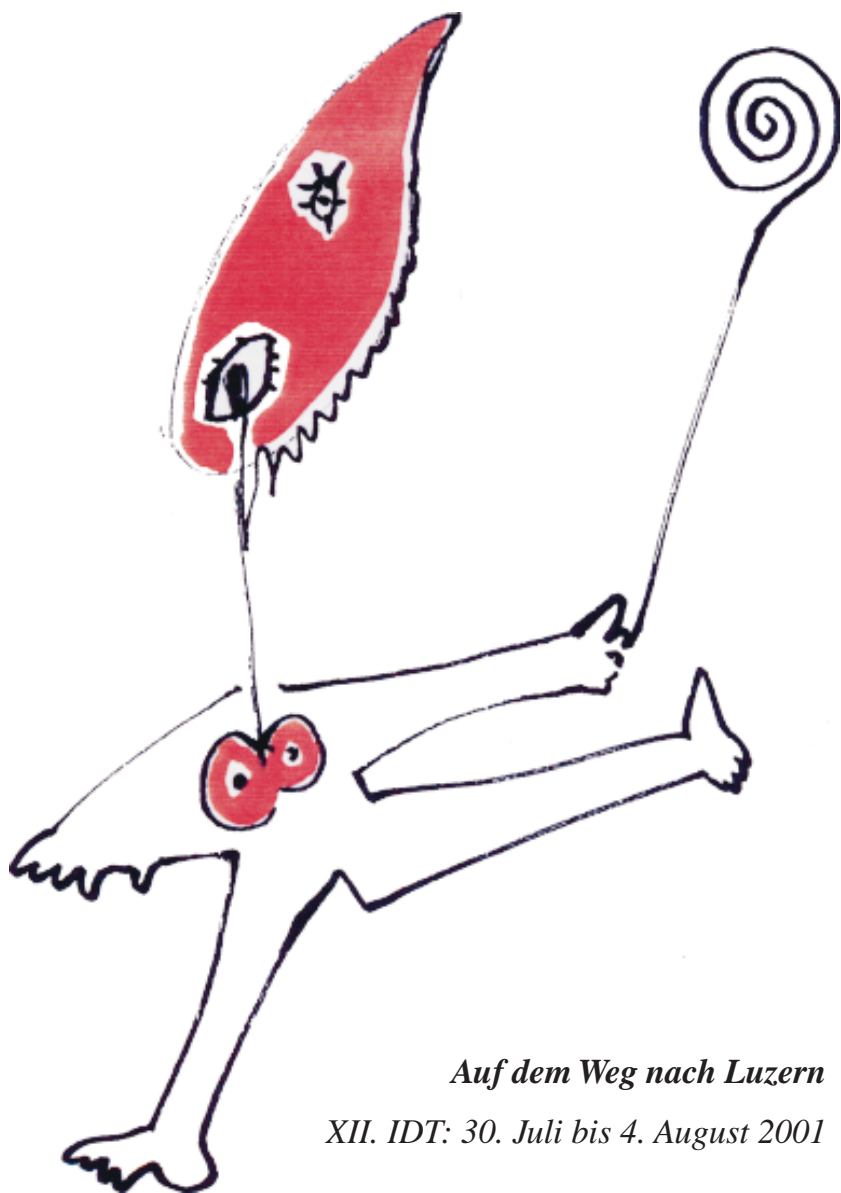
Einsendeschluss für Beiträge und Anzeigen: 15. August 2001

Anzeigentarif: 1 Seite sFr. 400.– (15 x 22,5 cm)
Umschlag-Innenseite sFr. 450.–
Umschlag-Rückseite sFr. 500.–

Das Abonnement für 2 Jahre (= 4 Hefte) beträgt 40 DM zuzügl. Versandkosten.

Abonnementsbestellungen bitte direkt an den Verlag richten.

Schubert-Verlag D – 04205 Leipzig, Plovdiver Str. 32–34, Tel.: ++341 – 4 21 50 81,
Fax: ++3 41– 4 21 50 82, E-Mail: idv-rundbrief@schubert-verlag.de



Auf dem Weg nach Luzern

XII. IDT: 30. Juli bis 4. August 2001

Illustration: Daniela Grüninger

AUS MEINER SICHT

IDV 1993–2001 oder: DaF geht in den Spagat

Am Ende meiner zweiten und letzten Amtsperiode liegt es auf der Hand zurückzublicken. Ebenso liegt es nahe, nach einer verhältnismäßig langen Zeit etwas Abstand zu nehmen und zu versuchen, in den Entwicklungen nach Tendenzen zu suchen. Dabei kristallisiert sich aus meiner Sicht ein Paradox heraus: Wachstum bei zunehmendem Rückgang. Was sich in diesen acht Jahren vollzog, ließe sich umschreiben als: „DaF geht in den Spagat“.



Gerard Westhoff

Zunächst das Wachstum. Für den IDV als Organisation kennzeichnet sich diese Periode durch dauerhaftes Größerwerden. Vor acht Jahren

kamen 18 neue Verbände hinzu und brachten die Gesamtzahl der Mitgliedsverbände auf 70. Im Moment sind es 92, verteilt über 72 Länder. Gewachsen ist auch die Zahl der Aktivitäten und die Intensität der bi- und multilateralen Kontakte zwischen Mitgliedsverbänden und individuellen Deutschlehrern in aller Welt. Das ist nur zu einem Teil das Verdienst des IDV-Vorstandes. Dieser Teil bestand erstens daraus, dass der Vorstand ein für den IDV neues Prinzip ausgearbeitet hat: das Prinzip der „selbsttätigen Verbände“. Gerade durch das Wachstum wurde schnell klar, dass ein IDV-Vorstand nicht im Stande ist, selbst und von sich aus den Mehrwert des IDV zu organisieren. Das führte zu einer veränderten Rollenauffassung des Vorstandes. Der Vorstand sah seine Aufgabe nun weniger darin, selber für mehr oder weniger ‚konsumierende‘ Mitgliedsverbände Dinge zu veranstalten. Vielmehr sah er seine Rolle darin, die Verbände anzuregen, selber gemeinsame Aktivitäten zu entwerfen und ihnen behilflich zu sein, für die Ausführung die günstigsten Bedingungen zu schaffen. Aus diesem Grund wurden die alle vier Jahre stattfindenden Arbeitstreffen umfunktioniert. Sowohl in Puchberg (1995) als auch in Frankfurt a. O. (1999) waren diese Tagungen durch die Art der Vorbereitung und Durchführung darauf angelegt, den Verbänden optimale Möglichkeiten zu geben, gemeinsame Projekte auszudenken und (vielleicht noch wich-

tiger) die Verabredungen über die praktische Ausführung so zu gestalten, dass diese auch garantiert ist. Das Konzept scheint inzwischen zu funktionieren. Bei beiden Tagungen wurden etwa 20 Projekte definiert. Anders als in vielen anderen Fällen wurde die Mehrheit dieser Pläne auch tatsächlich ausgeführt. Das ist viel mehr, als ein IDV-Vorstand von sich aus je hätte zustande bringen können. Manche davon, wie einige regionale Deutschlehrerzeitschriften, haben sogar einen semipermanenten Charakter erhalten.

Neu waren auch die sogenannten Delegiertenseminare. Viele der neuen Mitgliedsverbände hatten kaum Erfahrung mit der Organisation von Verbandsarbeit. Bei dieser Aktivität hat der IDV-Vorstand von Anfang an auch selber eine ausführende Rolle gespielt, obwohl auch hier die Verbände, im Rahmen einer wachsenden Selbsttätigkeit, die führende Rolle allmählich immer mehr selbst übernommen haben. Das erste Delegiertenseminar in Berlin (1994) für Mitgliedsverbände aus MOE war noch als ein richtiges Seminar aufgebaut und dauerte mehr als eine Woche. Auch das zweite (Wien 1995) für die Mitgliedsverbände aus Afrika und Südamerika dauerte eine ganze Woche. Inzwischen haben diese Tagungen mehr den Charakter einer Arbeitssitzung, dauern meistens nicht länger als einen Tag und finden oft am Rande einer Regionaltagung statt.

Auch die IDV-Regionaltagungen sind in diesen acht Jahren entstanden, und auch sie stehen in einer gewissen Beziehung zum Wachstum des IDV als Organisation. Die IDTs wurden immer größer. In Wien (1989) waren etwa 800 Teilnehmer, in Leipzig (1993) waren es etwa 1200, in Amsterdam (1997) schon 1600 und für Luzern rechnen manche schon mit 1800. So große Tagungen lassen sich nicht kurzfristig organisieren. Die Frist zwischen den IDTs wurde dadurch immer länger und das Bedürfnis der Mitgliedsverbände, sich in der Zwischenzeit zu treffen, wurde größer. Das, kombiniert mit der größeren Selbsttätigkeit der Verbände, führte zu der Organisation von IDV-Regionaltagungen. Die erste in Beijing (1994), danach in Stanford (USA), Cordoba (Argentinien), Dakar (Senegal), Kuba und Armenien. Auffällig ist hier, dass die Aktivitäten nicht mehr, so wie früher, ihr Epizentrum im alten Europa hatten, sondern in den ‚neuen‘ DaF-Entwicklungsgebieten und auf anderen Kontinenten. Es wäre nur logisch, wenn sich diese Entwicklung wie auch die weltweit zunehmende Feminisierung des DaF-Lehrer-Berufs auch in der Zusammensetzung des Vorstandes widerspiegeln würde.

Eine andere wichtige Entwicklung war die Digitalisierung der Kommunikation. Noch in Leipzig wurde von der Vertreterversammlung beschlossen, dass die Protokolle der Vorstandssitzungen an alle Verbände geschickt werden sollten. Jetzt scheint diese Entscheidung schon wieder so gut wie obsolet zu werden. Es ist viel Arbeit, kostet Geld, die Post ist langsam und nicht immer zuverlässig und der IDV hat schon längst eine gute und schöne Webseite.

Was läge näher als Veröffentlichung der Protokolle auf der Leitseite? Alle Verbände könnten dann sogar über den Text in digitaler Form verfügen und daraus, was sie für nützlich halten, ohne einen Buchstaben abtippen zu müssen, in ihren eigenen Medien publizieren. Aber die digitale Revolution ist noch nicht überall in der Welt gleichermaßen fortgeschritten. Vorläufig wird noch eine ‚Zweispurenpolitik‘ nötig sein. Aber bald wird die Kommunikation zwischen Vorstand und Mitgliedsverbänden nur noch auf elektronischem Weg verlaufen. Das ist schon weitgehend der Fall zwischen den Verbänden. Die IDV-Webseite fungiert schon jetzt, dank der hervorragenden Arbeit unseres Webmasters Herminio Schmidt, nicht nur als Informationsmedium, sondern auch als Forum für die Mitgliedsverbände. Eine wichtige Erweiterung dieser Funktion ist durch ein in Frankfurt (a. O.) 1999 ausgearbeitetes Projekt, koordiniert von Marco Aurelio Schaumlöffel, realisiert worden. Auf der IDV-Leitseite hat jetzt jeder Mitgliedsverband Raum für seine eigene Webseite. Darüber hinaus bietet die IDV-Liste einzelnen Kollegen in aller Welt die Möglichkeit, Ideen auszutauschen, Probleme vorzulegen, Themen zu diskutieren usw. Der IDV war beim Explorieren dieser neuen Möglichkeiten ein Pionier, aber von den wirklichen Möglichkeiten haben wir erst die blassen Anfänge gesehen. Es wird nicht lange dauern, bis auch die IDTs an Ort und Stelle nur noch eine Phase eines zu einem größeren Teil vorher und nachher im Internet sich vollziehenden Ereignisses sein werden.

All diesem Wachstum steht ein Rückgang auf verschiedenen Gebieten entgegen. Zunächst finanziell. Fast alle neuen Mitgliedsverbände stammen aus den finanzschwächeren Regionen der Welt. Waren früher Beitragsermäßigungen verhältnismäßig selten, wurden sie im Laufe der Jahre immer häufiger. Das hieß, dass pro Mitgliedsverband immer weniger Geld zu Verfügung stand. Darüber hinaus hatten auch die wichtigsten Sponsoren ihre Probleme mit Sparmaßnahmen. Es musste also immer ökonomischer mit dem Geld umgegangen werden. Die billigsten Reisemöglichkeiten, preiswerte Hotels in am liebsten nicht zu teuren Ländern und ein strenger Schatzmeister haben uns da sehr geholfen. Die Tagegelder für Vorstandsmitglieder sind, soweit ich übersehen kann, seit 18 Jahren nicht erhöht worden. Es geht. Aber das kann nicht ewig so weiter gehen.

Zweitens steht dem Zuwachs an Mitgliedsverbänden ein Rückgang in der Zahl der Deutschler gegenüber. Eine weltweite Erscheinung. Und obwohl das Englische in gewissen Bereichen mit Recht sich unaufhaltsam zur *Lingua franca* entwickelt, ist die Vorliebe für das Englische als Unterrichtsfach nicht immer rational. Englisch mag die Sprache des Cockpits sein, der internationalen Kongresse, vieler Wissenschaftszweige und der meisten Multinationals, Deutsch ist und bleibt aber weitaus die größte Sprache in Europa. In mehreren Wissenschaftsbereichen hat einen Rückstand, wer die deutschen

Quellen nicht lesen kann und auf die Übersetzungen ins Englische warten muss. In den globalen Top-Fünf der bilateralen Handelsströme ist Deutschland dreimal Partner (USA nur zweimal). Namentlich für die vielen Nachbarländer des deutschen Sprachraums gilt, dass Deutschkenntnisse mehr nützen in Beruf und Ausbildungsmöglichkeiten als das modische Englisch. Namentlich für den großeuropäischen Raum könnte in der Werbung für DaF vielleicht das Konzept der *konzentrischen Mehrsprachigkeit* von Nutzen sein. Die Idee, dass jeder Mensch zuerst seine Muttersprache lernt, dann als erste Fremdsprache sehr früh in der Grundschule diejenige „Umgebungssprache“, die seinen Aktionsradius (für Ausbildung, Arbeit usw.) am ehesten erweitert (und das ist für sehr viele Europäer wohl eher Deutsch) und an dritter Stelle eine supranationale *Lingua franca*. Eine „Erste-Hilfe-bei-Begegnungen-Sprache“: meistens wohl das Englische. Drei Sprachen als Basis. Es ist auch die Politik der Europäischen Unterrichtsminister, die sich zu der sogenannten ‚Muttersprache-plus-zwei‘-Regel verpflichtet haben. Die ersten Anzeichen scheinen da zu sein, dass auch der Europäische Markt sich selbst in diese Richtung regulieren wird. Deutsch wird zwar seltener als Unterrichtsfach gewählt, aber wegen der engen ökonomischen Verbindungen in Industrie und Wirtschaft so dringend gebraucht, dass für Deutschkenntnisse in einigen Ländern schon höhere Gehälter bezahlt werden.

Für andere Teile der Welt kommen wir damit nicht weiter. Dabei liegt die Problematik dort sehr differenziert. In Korea wird Deutsch aus anderen Gründen gelernt als in Senegal. Und in den USA haben DaF-Lerner andere Motive als in Argentinien oder Kuba. Allerdings scheint sich eine Entwicklung weltweit abzuzeichnen: Überall, wo die Ausbildungen beim Germanistikstudium am Modell der Studiengänge in den deutschsprachigen Ländern festhalten, sinkt das Interesse. Dort, wo man davon weggegangen ist und das Studium zu ‚Deutschlandstudien‘ verändert und erweitert hat, wachsen die Studentenzahlen wieder. Vielleicht liegt für DaF dort die Zukunft.

Am meisten hilft uns die Haltung der offiziellen Vertreter der deutschsprachigen Länder. So lange die im Ausland nicht konsequent Deutsch sprechen und sich auch ansonsten in Sachen Sprachenpolitik sehr bescheiden verhalten, wird Werbung für DaF nicht einfacher. Es war also ein hoffnungsvolles Zeichen, als die deutsche Bundesregierung, dabei von der österreichischen Regierung stark unterstützt, bei der Eurotopp in Helsinki (1999) auf einer Gleichberechtigung für Deutsch bestanden hat.

Rückgang auch in der Zahl der Vorstandsmitglieder. Nicht strukturell, aber darum nicht weniger bedauerlich. Unsere sehr verdiente Schriftleiterin, Michelle Brenez, konnte es mit ihrem Gewissen nicht in Übereinstimmung bringen, dass der IDV an einer Tagung beteiligt war in einem Österreich, in dem die FPÖ mitregiert. Sie ist aus diesem Grund leider, leider zurückgetreten. Es ist uns nicht gelungen, sie kurzfristig zu ersetzen. Wir danken unserem

Ehrenmitglied Hans-Werner Grüninger sehr für seine Bereitschaft, als ‚Schriftleiter ad interim‘ so vorzüglich auszuhelfen.

DaF geht in den Spagat. Wir erleben eine Phase voller Widersprüche. Aber ich verabschiede mich hoffnungsvoll. Was mich am meisten beeindruckt hat in diesen Jahren, ist das, was die KollegInnen dort, wo die Bedingungen am schwierigsten waren, geleistet haben. In Afrika, Südamerika und nicht zuletzt in MOE ist Unglaubliches zustande gebracht worden mit sehr, sehr wenig Mitteln. Solange sich da immer wieder so ein Reservoir an Kreativität, Energie und Enthusiasmus auftut, brauchen wir uns nicht wirklich Sorgen zu machen.

Gerard Westhoff, Präsident IDV

DIE XII. IDT IN LUZERN

Auf dem Weg nach „Luzern“

Auf dem Weg nach „Luzern“...

laufen im Tagungssekretariat in Luzern die Vorbereitungen für die XII. IDT auf Hochtouren. Es hat sich gezeigt, dass das Thema: *„mehr Sprache – mehrsprachig – mit Deutsch: didaktische und politische Perspektiven“*, das vor vier Jahren durch die starke Betonung des Mehrsprachigen und der Mehrsprachigkeit zunächst überrascht hat, nun genau die aktuelle Debatte trifft. Das Jahr 2001 wurde vom Europarat zum Jahr der Sprachen ausgerufen und die XII. IDT ist eines der wichtigen Projekte der Schweiz dazu. Es ist inzwischen kaum mehr bestritten, dass die Zukunft des Fremdsprachenlernens in der Hinführung der Lernenden zur Mehrsprachigkeit liegt. Für Deutsch heisst das, dass es nicht länger ängstlich auf das Englische als Konkurrenz starrt, sondern dass es die Rolle einer zentralen zweiten oder sogar dritten Fremdsprache annimmt und die Konsequenzen, die sich daraus sprachenpolitisch und unterrichtsbezogen ergeben, reflektiert und konkretisiert. An den fast 700 Beiträgen, die für die IDT eingegangen sind, zeigt sich, dass die Rahmenbedingungen dieser Erkenntnis noch wenig Rechnung tragen und dass in vielen Bereichen – vor allem im Unterrichtsalltag – noch ein weiter Weg zu gehen ist.

An der IDT wollen wir auf diesem Weg ein Stück weiter gehen. Die Referenten und Referentinnen werden in allen thematischen Bereichen die Beziehungen von Deutsch zu Aspekten der Mehrsprachigkeit in ihren Beiträge zentral einbeziehen.



Auf dem Weg nach „Luzern“ ...

sind die Sektionsleiterinnen und Sektionsleiter dabei, ihre *Sektionsprogramme* zu gestalten. Gemeinsames Ziel ist es, mit den Beiträgen in vielfältigen Arbeitsformen und dem Sektionsthema angepassten Präsentationsformen den geeigneten Rahmen und die Arbeitsatmosphäre zu schaffen, damit in den Sektionen nicht nur referiert und gezeigt wird, sondern dass auch eine gemeinsame Diskussion und das Entwickeln von Überlegungen und Positionen möglich wird. Das verlangt von Beitragenden wie Teilnehmenden ein Umdenken. Das „Sektionenspringen“, das auch schon mit dem unbefriedigenden Zappen auf vielen Fernsehkanälen verglichen wurde, soll abgelöst werden durch eine aktive Teilnahme an der Sektion und einen echten Gewinn in diesem Bereich. Die Sektionsleiter planen ihre Sektionen so, dass die gesamte Arbeit in zwei thematische Blöcke eingeteilt wird und dass während eines Blocks die Teilnehmer und die Beitragenden gemeinsam arbeiten. Von den Teilnehmerinnen und Teilnehmern wird mit diesem Konzept mehr Engagement und Konstanz erwartet, sie können die Sektion nur in der Mitte der Woche wechseln und sie müssen sich bei der Anmeldung bereits in die Sektionen einschreiben.

Auf dem Weg nach „Luzern“ ...

sind Referentinnen und Referenten der „Vortragsschiene“ dabei, für ihre Vorträge grundlegende Aspekte des Tagungsthemas zu erarbeiten. Dieses soll aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet werden und die Sektionsarbeit soll daraus wichtige Impulse erhalten. In den Vorträgen werden einerseits Innovationen und Konzepte im didaktischen Bereich vorgestellt, andererseits wird das Thema aus (inter)kultureller Perspektive und auf dem Hintergrund der Bezugswissenschaften beleuchtet. Wichtig sind nicht zuletzt auch sprachpolitische und wirtschaftliche Aspekte. In einem besonderen Schwerpunkt werden sprachübergreifende Konzepte vorgestellt, die sich alle auf den „Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen für Sprachen“ des Europarats beziehen. Dabei wird auch die schweizerische Sprachenpolitik mit ihren gegenwärtigen Konzepten und Ansätzen umfassend dargestellt und kontrovers diskutiert.

Auf dem Weg nach „Luzern“ ...

sind die Kultur-Spezialistinnen aus der Schweiz, aus Deutschland, Österreich und Liechtenstein unter der Federführung der Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia dabei, ein attraktives *Kulturprogramm* zu erarbeiten. Das Thema „Mehrsprachigkeit“ wird sich wie ein roter Faden auch durch die Rahmenveranstaltungen und das kulturelle Angebot ziehen. Das vielfältige,

interdisziplinäre Kulturprogramm umfasst alle Kultursparten: Lesungen in der Mutter- und der Fremdsprache Deutsch, in Dialekt und „Kanak Sprach“, Diskussionen zu den „Widersprüchen der Schweiz“, Kino- und Konzertabende sowie auch die Gelegenheit zu Begegnungen mit den Menschen in der Stadt Luzern. Deutschland, Österreich und die Schweizer steuern je eine Ausstellung bei. Die „Länderfenster“, die in Amsterdam schon ein grosser Erfolg waren, wird es auch in Luzern geben: Österreich und die Schweiz und zum ersten Mal auch Liechtenstein werden sich präsentieren.

Nicht fehlen darf an einer IDT auch der grosse Teilnehmerempfang am Montagabend. Auch hier leisten die DAL-Länder einen kulinarischen und kulturellen Beitrag zum Empfang, den das Luzerner Komitee vorbereitet.

Auf dem Weg nach „Luzern“ ...

planen die Verbände und der IDV-Vorstand ihre Präsenz an der XII. IDT. Denn vor, neben und nach der Tagung finden ja auch die Verbandsgeschäfte statt. Wie üblich findet vor der IDT und zum Abschluss eine Vertreterversammlung statt, ein abtretender Vorstand ist zu verabschieden und ein neuer ist zu wählen, der Ort und die Trägerschaft der XIII. IDT müssen bestimmt werden.

In Luzern soll erstmals ein *IDV-Fenster* organisiert werden, das zum eigentlichen Treffpunkt der Verbände werden soll. Dort werden abgeschlossene Projekte vorgestellt und neue lanciert, die Vertreterinnen und Vertreter können Kontakte knüpfen und neue Verabredungen treffen. Der IDV-Vorstand berichtet über die geleistete Arbeit und die Aktivitäten der letzten vier Jahre. Die Kandidatinnen und Kandidaten für den neuen Vorstand stellen sich vor. Das *IDV-Fenster* soll aber auch ein Ort des Verweilens und der Erholung werden; der Ort, an dem das IDV-Fenster geplant ist, bietet dazu eine weite Sicht auf Luzerns Hausberg, den Pilatus. Der AkDaF und die Ledafids, die beiden Landesverbände der Schweiz, stehen dort bereit, die Verbände zu empfangen. Also, machen Sie sich auf den Weg nach Luzern!

Monika Clalüna, Kongressleitung IDT 2001



Europäisches Jahr der Sprachen 2001

Luzern – eine Wiederbegegnung

Der nachfolgende Beitrag wurde mit Blick auf die Ende Juli in Luzern stattfindende XII. IDT verfasst. Der Text soll den Kongressteilnehmern den Tagungsort Luzern auf eine eher unkonventionelle Weise näher bringen aus einer Sicht, die persönlich und zeitbezogen ist, aber gleichzeitig das Historische einbringt. Es ist ein Blick zurück, Reminiszenzen und Reflexionen, mit denen der Autor sein Verhältnis zur eigenen Jugendzeit aufzuhellen versucht. Dadurch erhält die Darstellung einen eher intimistischen Charakter. Doch warum eigentlich nicht?

„Wo gehen wir denn hin? – Immer nach Hause.“
(Novalis)

Bin ich vor den Philistern geflohen, wie ich meinte, oder vor mir selbst davongerannt, wie mir heute scheint: damals vor 50 Jahren, als ich Luzern verliess? Ich wollte mich absetzen von der gewohnten Umgebung und abstossen, was meinem jungen Leben Form, nicht aber Sinn gegeben hatte. Die Gesellschaft, in der ich aufwuchs, war auf Tradition gegründet mit ihren Ritualen und Pflichten, ihr Denken, fixiert im Obrigkeitskult, war in Schemata gefangen und meist in der Defensive, apologetisch, nicht kritisch. Hinterfragen verpönt. Doch mich verlangte nach Wandel und Ungebundenheit, ich wollte nicht meine Zukunft einbinden lassen in ein Dasein, das schon vorbestimmt ist durch die Bande der Familie, Klasse, Kumpanei und durch weltanschauliche Vorgeprägtheit. So war meine Flucht Wahl, nicht auferlegtes Schicksal wie für so viele in jener und in der heutigen Zeit. Nach meiner Lust und meinem Sinn wollte ich leben, nicht mich anpassen: in Paris. Wo denn sonst? Las Sartre, Camus, Kierkegaard, liess mir einen Vollbart wachsen, gab mich als Existenzialist und studierte nebenbei.

* * *

Dem Aufbruch folgt nun ein halbes Jahrhundert später die Rückkehr und mit ihr ein sich Rückbesinnen auf frühere Zeiten, aus dem vielleicht ein neues Bewusstsein erwächst. Wie seltsam ist es doch, an den Ort der Kindheit und Jugend zurückzukehren. Es ist der Ort, zu dem wir gehören und der uns gehört, selbst wenn wir alle Bande gelöst haben; es ist ein Ort, dem man nicht entgehen kann, selbst wenn man ihm entflieht ans Ende der Welt. Welch

Luzärn – e Brugge-Stadt

*E Stadt – erbout
a beidne Syte
vo Fluss und See,
die bruucht bezyte
e starchi Brugg,
denn hätt's kei Brugg
für drübetine
und au zrugg
so wärs kei Stadt;
s gäb nur zwöi Oort
eis do – und eis
am andre Poort.*

eigenartiges Empfinden ist es doch, nach all den Jahren zu wissen, wohin die Strasse führt, ihren Verlauf vor auszusehen, bevor man die nächste Biegung erreicht, ihren Namen zu kennen, ohne ihn auf dem Strassenschild zu lesen. So erwacht unversehens die Vergangenheit und sie erhält neue Formen, Farben, Laute, Gerüche. Was ich einst gesehen, erlebt, erfahren und wieder vergessen, seit langem vergessen habe, wird wieder lebendig, und was als selbstverständlich vormals kaum wahrgenommen wurde, fällt als etwas Ausserordentliches ins Auge: der Einfall des Sonnenlichts in die Kastanienbäume am Quai, der Duftstaub der Blätter, das Kräuseln der Wellen, das nächtliche Spiegeln der Himmelskuppe im schlafenden See, eine verwitterte Mauer, ein weit ausladendes Dach, ein Kirchenportal, die Strassenbahn, die damals als wackliges Tram mit einem Knirschen zum Halten kam und heute als wendig, trendig geschmeidiger Bus – immer noch blauweiss in den Farben der Stadt – fast lautlos anhält und weiterfährt. Und noch immer warten die Leute geduldig an denselben Haltestellen: im Gespräch in Gruppen oder allein in Gedanken versunken, noch immer stehen oder sitzen sie im Gedränge, bleiben in sich selbst verschlossen, blicken starr auf den Boden oder suchend über die Köpfe hinweg, in Abwehrstellung verharrend, als müssten sie ihr Territorium verteidigen. Früher fuhr ich manchmal vergnügt auf dem Trittbett mit, heute schliessen die Türen automatisch und der Fahrgast bleibt eingepfercht. Aufspringen nicht möglich. Das Trittbrettfahren ist den Politikern vorbehalten.

So stelle ich fest, dass sich manches geändert hat, und frage mich zugleich, ob nicht alles beim Alten geblieben ist. Wo Altbekanntes zum neuen Erlebnis wird, wo sich das Gestern mit dem Heute vermischt und sich Vorstellung

D Spreuel-Brugg

*Gosch über d Brugg
und wider zrugg
und luegsch as Dach
de gsehsch en Sach
vo wildem Tanz
mit vil Popanz
und mattem Glanz
– e Totetanz!*

*Bisich chli erchlöpft?
Wirsch nonig köpft!
Doen merksch de gly,
was daas sell sy:
Es Mahnmol für Dis
churzi Lääbe;
drum tue e Bitz
noch Guetem strääbe!*

und Wirklichkeit durchdringen, werden Verbindungen deutlich, werden Zusammenhänge bewusst und schliesslich verdichtet sich, was ein Flackern und Flitzen der Erinnerung ist, zu einer Einheit und zu einem Sinn, den ich damals kaum geahnt habe und den ich zu erkennen glaube heute, da ich zurück bin und versuche, mit dem Faden der Erinnerung, den ich spinne, Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen. Doch wie mit dem scheinbar Widersprechenden und Widerstrebenden, auf das ich dabei stosse, umgehen? Wie von der Vergangenheit sprechen, ohne sich von ihr einnehmen zu lassen und darob die Fähigkeit zu verlieren, das Neue zu erkennen, es anzuerkennen und gebührend einzuschätzen und einzuordnen?

* * *

Am besten: zu allererst wieder den Überblick gewinnen. Ich steige auf den Gütsch, die waldige Anhöhe mit dem viktorianischen Hochzeitskuchenschloss, die aus dem Hintergrund und etwas absetzt einen umfassenden Blick bietet auf das Weichbild der Stadt, eingebettet zwischen sanften Hügelarmen, doch geöffnet auf einen langgezogenen See hin, der seinerseits sich fjordartig einfügt in eine Bergwelt: im Vordergrund lässig hingestreckt Rigi und Bürgenstock daneben, schroff und zackig, der Pilatus, Luzerns Wetter- und Geisterberg, Glieder einer Kette, die allmählich überleitet zu den weissen Spitzen der Schwyzer- und Urneralpen, hinter denen sich ein Hauch südlichen Himmels erahnen lässt, nach dem es uns, die wir hinter dem mächtigen Schlagbaum leben, hinzieht. Heute ist der Felsenriegel aufgestossen und der Weg nach Süden steht weit offen: sei es mit schneller Bahnverbindung oder auf der Autobahn durch den Gotthardtunnel. Einst, im Mittelalter, war es ein mühseliges Reisen mit Schiff auf dem oft föhngepeitschten See, dann zu Fuss auf gebirgigen Saumwegen oder, etwas später in der Zeit, in unbequemen Postkutschen auf holprigen Strassen. Doch immer ist Luzern Ausgangspunkt oder Ziel, Umsteige- und Umladeplatz und auch Sammelpunkt auf dem Weg von Norden nach Süden, von Süden nach Norden: ein Ankommen und Weiterziehen.

So ist Luzern zum Ort der Begegnung geworden, wo sich Gegensätzliches angleicht und ausgleicht und schliesslich durchdringt: ins Nordische – es gibt den Grundton an – ist viel Romanisches eingeflossen zur glücklichen Durchmischung, die sich im Lauf der Jahrhunderte vollzogen und Lebensstil und Geist geprägt hat, der Stadt, die wir heute kennen, ihr unverkennbares Wesen gebend.

* * *

Ja, Durchgang und Bewegung bestimmen das Leben. Das einstige bescheidene Fischerdorf wird zum internationalen Treffpunkt. Der Fremdenverkehr ist der Lebensnerv. Er bringt Wohlstand. Wohlstand bringt Weltoffenheit. Einst war es eine Internationalität, nicht frei von snobistischer Mondanität zwar, doch ruhig-vornehm. Heute würde sie zum modischen Tingeltangel verkommen, wäre da nicht jene luzernische bürgerliche Beharrlichkeit. Mag sie auch manchmal Eigenbrötlererei sein, so weiss sie doch Mass zu halten und ein Gegengewicht zu schaffen zum hektischen Treiben des Massentourismus, der in hundert Sprachen Menschen aus aller Welt auslädt, sie durch die Gassen und Strassen treibt, den See entlang, den Berg hinauf, der sie auf

D Jesuitere

*Hert a de Rüüs,
do spieglet prächtig
e Barock-Chile,
vornääm, mächtig,
as wär mer inere
Fürschtestadt.*

*Mer cha au oni
Fürschte boue,
wenn s Volch das treid
mit Gottvertroue
und s Byspil zeigt
grad eusri Stadt.*

Boote und Schiffe verlädt, in Zahnradbahnen, Seilbahnen, Gondelbahnen einfercht für Halb- und Ganztagestouren, sie in Hotelpaläste, Gasthäuser, Pensionen, Restaurants, Imbissbuden, Bierhallen, Jodelkneipen, Casinos abstellt als Futter für eine Gastlichkeit, die zur Industrie geworden ist, eine Industrie ohne Fabrikschlote, und sie zu guter Letzt wieder auflädt, verfrachtet und abstösst der fernen Heimat zu.

Wie oft sind wir als muntere Gymnasiasten ins bunte Völkergetümmel eingetaucht, haben unser dürftiges und glanzloses Englisch aufpoliert im leichten Schäkerspiel, haben vielleicht gar verbotene Früchte genossen, die einem fernen Garten Eden entfallen sind. Nichts hielt uns an schönen Sommerabenden zu Hause. Treffpunkt: Luzernerhof. Jagdgründe: Seeepromenade, Reussufer, Kursaal Dancing, Stadtkeller Folklore mit Alphorn und Jodeln.

* * *

Mondäne Weltstadt im Sommer, beschauliche Kleinstadt im Winter. In der Winterzeit wird alles anders: das grossstädtische Geschiebe hat sich aufgelöst, der Wirbel ist verbrandet, man kann wieder gemächlich durch die Strassen schlendern. Freunde grüssen, Bekannte nicken uns zu. Die Stadt ist wieder überschaubar geworden, hat ihre Intimität zurückgewonnen: Luzern gehört wieder den Luzernern.

Allerdings: es gibt Tage, da ist der tiefblaue See bleigrau geworden. Nebel hüllt die Stadt in feuchtnasse Kälte und, wenn die Sonne für einen Augenblick den Schleier zerreisst, der sie umhüllt, schauen die nahen Berge übelgelaunt drein und der Schnee, der in Fetzen an ihnen haftet, wirkt unsauber wie verschüttete Milch. Trotzdem behaupten die Luzerner, ihre Stadt sei die schönste.

* * *

Ich schlendere durch das alte Luzern mit seinen hölzernen Brücken, dem achteckigen Wasserturm, den Wehrmauern und Wehrtürmen im Hintergrund, mit seinen alten Brunnen, den Patrizierhäusern, dem imposanten Rathaus, in dem die Oberen und gnädigen Stadtherren einstmals über die Geschehe der Stadt beschlossen, den Kirchen und Kapellen und dem stets präsenten Bild einer einzigartigen Berg- und Seelandschaft, die die Stadt geprägt hat. Ich lasse mich einnehmen von ihrem Ambiente. Ich denke an die lombardischen Baumeister, die einst über die Alpen gestiegen sind, den weltlichen und geistlichen Bauten einen Schimmer südlicher Pracht zu verleihen, und die dazu beigetragen haben, dass die Stadt zu jenem Gesamtkunstwerk geworden ist, das Natur und Architektur harmonisch vereint, das wir heute noch bewundern und das Menschen aus aller Welt anzieht. Hat die Stadt auch in den letzten Jahrzehnten in mancher Hinsicht ihr Gesicht verändert – in den neueren Quartieren hat sie sich zur City gewandelt: Parkhäuser, Shopping-Centres,

Stadt am Wasser

*Was wär Luzärn
und s hätt kei See?
Es wär e Stadt
wie vili meh,
s hätt Hüüser, Muure,
Türm as Schild,
doch fäälti s
Wasser i dem Bild.*

*Chäm s Wasser nid
bis ganz a Chärn;
mer hätti d Stadt
nid halb so gärn.*

*Wär s nur e Stadt
und s hätt kei See,
de bruuchtis au
kei Brugge meh,
kei Wasserturm
und au kei Leischt;
mer nähm i eusre
Stadt de Geischt.*

*Chäm s Wasser nid
bis ganz a Chärn,
so wär s nid euses
Alt-Luzärn.*

...

*Was wettid au
die Frömde gseh,
wärs nur e Stadt
und gäbs kei See?
Nur d Stadt und s Wasser
mitenand
gänd doch i eus
dää Ruef im Land.*

*Chäm s Wasser nid
bis ganz a Chärn,
mer gsäch kei Frömdi
do z Luzärn.*

Discountgeschäft; Hochhäuser sind aus dem Boden geschossen, Quartierläden sind verschwunden; das alte Pfrunder-Bauernhaus vis-à-vis dem Elternhaus im Maihof hat Museums-wert erlangt – so ist sie doch im eigentlichen Kern dieselbe geblieben.

* * *

Früher überquerte ich die in aller Welt berühmte *Kapellbrücke* meist im Eilschritt. Sie war das letzte Viertel meines Schulwegs, ich war meist in Zeitnot, denn Pünktlichkeit war nicht nur eine Tugend, sie war Pflicht. So fand ich selten Musse, mir die Bilder im Holzgebälk anzuschauen. Auch schienen mir die frommen Legenden, die sich hier bilderbuchmässig um die Stadtheiligen rankten, oder die dramatischen Bildgeschichten der vornehmen Patrizier wenig aufschlussreich. Wir erlebten ja damals in den Vierzigerjahren selber Geschichte, Weltgeschichte – und dies intensiv.

Da übte die *Spreuerbrücke*, die kleinere Holzbrücke, die etwas weiter unten über die Reuss führt, eine weit stärkere Faszination aus auf mich. Denn dort tanzte mir der Tod in den dreieckigen Giebelgemälden entgegen, seine Allmacht vor Augen führend in einer Unbestechlichkeit, die vor keinem Menschen Halt macht, ob reich, ob arm, ob hohen oder niedrigen Standes, ob König oder Bauer, Priester oder Weltmann, Künstler oder Bürger, Lebemann oder Bettler, ob feine Dame oder törichte Jungfrau: ein Memento mori, mit künstlerischer Kraft gestaltet, eindringlich, einprägsam, Ausdruck einer Zeit, in der selbst auf der Friedensinsel

Schweiz das Todesbewusstsein allseits und jederzeit präsent ist, wütet doch im nahen Deutschland ein mörderischer Glaubensbürgerkrieg. Empfinden auch wir Heutigen es als Mahnung, wenn auf dem Fernsichtbild die blutrünstige Maske des Todes mit all den Abgeknallten, Abgestochenen, Zerfetzten und Verreckten in Grossaufnahme – je spektakulärer, desto höher die Einschaltquote – in Szene gesetzt wird, allabendlich als Reizeffekt bis zur Ab-

stumpfung. Denn was gilt noch das Menschenleben, wenn allein der Profit zählt?

* * *

Und wenn ich darauf die grüngetönte Tür aufstosse der nahen *Jesuitenkirche* und in den lichtüberfluteten Raum eintrete, habe ich nur einen kleinen Schritt gemacht in der Zeit: kaum vierzig Jahre liegen zwischen dem Totentanz der Spreuerbrücke und der Vollendung dieses hochgemuten Barockbaus. Welch ein Kontrast! Die runden und ovalen Formen zierlich überfeinerter Rokokostukkature in harmonischem Farbton führen die räumliche Weite des monumentalen Tonnengewölbes, in welchem Chor und Schiff verschmelzen, zurück in eine lieblich sanfte Intimität. Allein der Hochaltar aus rotem Marmor bringt majestätische Kraft und Wucht, zeugt von Machtstellung und Herrschaftsanspruch. Die Jesuitenkirche war unsere Schulkirche. Frömmigkeit war zum Obligatorium erklärt worden. Hier mussten wir – oder durften wir? – jeweils am Sonntag im Kirchenchor die Hochmesse singen, dort oben auf der hohen Orgelempore. Wie oft habe ich mich, wenn die Predigt sich allzu lange dahinzog, in den Anblick der Glorie versenkt, die mir das Vedutenbild an der Kirchendecke mit seinen Elefanten, Dromedaren, Kamelen, Pantheren im Triumphwagenfolge des Heiligen vorgaukelte. Ist das Luftgebilde, die farbige Chimäre nicht Symbol der Botschaft, die uns von der Kanzel verkündet wurde?, fragte ich mich.

Früeche Morge überem Wasser

*Chum isch de jungi
Taag erwacht,
verdrängt är d Schätte
vo de Nacht
mit hellem, goldgem
Sonneglanz
und es erstrahlt
de zackig Chranz
vo Bäärke, äne-
draa am See,
as wärid d Bäärke
eh und jeh
grad usegwachse
usem See.*

*Und isch de d Wält
so rächt erwacht
de sinnisch noch
und seisch sacht:
«'S wird immer, noch
de töifschte Nacht,
mol wider Taag
i voller Pracht.»*

* * *

Über den Fussgängersteg strebe ich zum anderen Ufer. Gegenüber: flusseben gelegen die markanten Arkaden der ehemaligen Markthallen „Unter der Egg“ und steil ansteigend breit angelegt die imposante Treppe, die vom Reussufer zum Kornmarkt und Rathaus führt. Das buckelartig vorspringende Quaderwerk seiner Fassade und die in gleichmässigen Reihen angeordneten Fenster liessen an einen römischen Renaissancepalast denken, wäre da nicht das Walmdach mit den abgeschrägten Giebelseiten eines währschafften Bauernhauses: eine eigenartige Mischung von Eleganz und Behäbigkeit.

Einmal im Jahr zur Fasnachtszeit tobt sich hier unten am Fuss der Eggstiege

und dort oben auf dem Kornmarkt inmitten eines ausgelassenen bunten Maskentreibens das lebensfrohe Wesen der Einheimischen in überschäumendem Sinnesrausch aus. Atemlos jagen die wilden Klänge der Guggenmusige durch die Luft, die Trommler peitschen zu rhythmischem Veitstanz auf und die notorische Festfreude des Luzerners erreicht ihren Höhepunkt, bevor er sich – so war es einst Sitte – am Aschermittwoch Asche aufs Haupt streut. Karneval liegt ja vor dem Fastenmonat. Er führt zu ihm hin. Alles, was dann verboten sein wird, ist jetzt erlaubt. Der Mensch soll einmal im Jahr für kurze Zeit seinen Narren ablassen dürfen, damit er hernach umso williger das Joch des Alltags auf sich nehmen wird. So war es jedenfalls vormals gedacht. Doch ist diese Tradition noch sinnvoll in der hedonistischen westlichen Konsumgesellschaft von heute? Wie immer auch die Antwort ausfallen mag, so bleibt doch die Tatsache, dass dem frommen Verlangen nach Kasteiung kaum mehr nachgelebt wird, dass aber das Bedürfnis nach Ausgelassenheit und nach einem Ausbrechen aus dem täglichen Einerlei – im zeitgenössischen Jargon würde man von einem periodischen Ausflippen sprechen – ungebrochen ist und in erstaunlich urwüchsiger Form zu überleben scheint.

* * *

Kann man von einem Luzerner Geist sprechen? Ich glaube wohl. Es ist ein Geist, der Beschaulichkeit mit heiterer Geselligkeit vereint, ein Geist, wie ich ihn sonst nirgendwo getroffen habe. Er findet eine stilvoll vornehme Ausprägung in den Musikfestwochen: alljährlich im August und September ziehen sich Luzernerinnen und Luzerner das lange Abendkleid, den dunklen Massanzug an. Sie fühlen sich high society und geben sich international. Luzern ist zur weltbekannten Festspielstadt geworden. Toscanini und Bruno Walter haben den ersten Anstoss dazu gegeben, damals 1938, als es galt, einen freien Raum zu schaffen für die Musik in einer Zeit, da das repräsentativ kulturelle vom Geist der Unfreiheit nur allzu gern in Dienst genommen wurde. So hatten die Luzerner Festwochen von Anfang an ihr eigenes Gesicht. Sie haben es bewahrt durch die Kriegsjahre hindurch und über sie hinaus bis in unsere Tage. Im Laufe der Jahre hat sich das Repertoire geöffnet auf die Moderne hin: die Musik der Klassik und der Romantik steht in Auseinandersetzung mit den schöpferischen Werken der jüngeren Vergangenheit und der Gegenwart und findet dadurch eine neue Ausstrahlung.

Das ehemalige Kunsthaus, ein Bauwerk aus den Dreissigerjahren, ausgewogen, schlicht, wohlgegliedert, hat Platz gemacht dem neuen Kultur- und Kongresszentrum des französischen Architekten Jean Nouvel. Wenn ich heute vor diesem einmaligen Meisterwerk moderner Architektur mit dem gewaltig ausholenden dunklen Dach und der klar strukturierten Glasfassade stehe, wenn ich oben von der grossen Terrasse aus den Blick schweifen lasse über die Stadt, die sich bilderbuchmässig vor mir ausbreitet, ihn darauf gleiten

lasse über die Seefront mit der langen Reihe der Hotelpaläste, einer bombastischen Bernsteinkette gleich hingelegt von der altmodischen Dame aus Queen Victorias Zeiten, und zuletzt mich in den Anblick des mit Segelbooten und altertümlichen Raddampfern weiss gesprenkelten blauen Sees und der nahen und weiten Berge verliere, und wenn dann im weissgetönten Konzertsaal die Klänge von Schostakowitschs Neunter Symphonie in vollendeter Akustik emporsteigen zur dritten Empore – dort sind die erschwinglichen Plätze –, wird mir bewusst, dass diese so festfreudigen Luzerner aus eigener Kraft etwas Grossartiges zustande gebracht haben. Alle Achtung! Alle Achtung für diese Stadt, die eine Kleinstadt von Sechzigtausend geblieben ist und sich nicht zum mächtigen Industriezentrum oder zur reichen Handelsmetropole entwickelt hat. Ich denke dann auch an die Zeit, als ich als Gymnasiast Ende der Vierzigerjahre, mir als Platzanweiser Zutritt verschaffte zu den Konzerten und einmal sogar den grossen Wilhelm Furtwängler, der auf dem hohen Podest stand wie eine vom Blitz getroffene deutsche Eiche, als Kofferträger zum nahen Bahnhof begleiten durfte, nachdem der brausende Beifall verebbt war.

* * *

Kontrast: Werfe ich den Blick über die Seebucht auf die gegenüberliegende Seite, sehe ich, wenn ich genau hinschaue, etwa auf der Höhe des Kursaals die alte Badeanstalt, eine Art hölzerner Pagodenbau im besten Heimatstil. Sie ist also immer noch da, die alte Badi, ja, es scheint, sie ist sogar erneuert worden. Erinnerungen aus der frühen Schulzeit sind an sie gebunden. Hier erhielten wir als Primarschüler den ersten Schwimmunterricht. Geschlossen marschierten wir hinunter zum Nationalquai. Meist in der Morgenfrüh. Erreichte die Wassertemperatur 17 Grad, gab's kein Entrinnen. Wer nicht freiwillig das Treppchen hinuntersteigen wollte oder gar mutig hineinsprang ins mit Holzlatten ausgezimmerte Schwimmbekken, wurde eingetaucht ins kalte Nass. Denn Abhärtung war geboten. Das gehörte zur körperlichen und geistigen Hygiene. Doch Läuse fingen wir gleichwohl ein, und der Lauskamm erwies sich als wirkungslos. So standen wir alle bald mit kahlgeschorenen Köpfen da.

* * *

Auf dem Rückweg zum Schulhaus kamen wir jeweils am *Löwendenkmal* vorbei. Nach überstandenen Schwimmschlauch fühlten wir uns dem sterbenden Löwen nahe. Ja, der berühmte Löwe von Luzern: direkt in die Fels-

Am Obig

*Wie Altgold, mit emene
zaarte Glanz,
stohd d Sonne über
Dach und Zinne
und zauberet
i See es Band,
as hätt's nur luuter
Gold do drinne.*

*Wie wirsch do glücklich;
im Verglych
wirsch trotz de lääre
Säcke – rych!*

wand gehauen, liegt er da, die eine Pranke dem Betrachter entgegengestreckt, kraftlos und schlaff in die Leere hängend, die andere schützend auf das französische Lilienschild gelegt, den majestätischen Kopf mit der wallenden Mähne dem Schweizerkreuz zugewandt, einen angebrochenen Speer in der Flanke. Ein Denkmal zu Ehren der Schweizergarde, 1792 hingemetzelt in den Tuileries. Helvetische Treue und Ergebenheit mit Blut besiegelt glorifiziert im Sinnbild des sterbenden Löwen. An einem Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit, im Kampf der neuen gegen die alte Ordnung, standen die Schweizer auf der Seite des Königs von Frankreich, um ihn vor dem Zorn des Volks zu schützen. Als Söldner hatten sie ihm nach alter Tradition ihre Dienste verkauft. „Point d’argent, point de Suisse“, sagt ein französisches Sprichwort. Und nun stehen wir Nachkömmlinge da und sind versucht, uns stolz auf die Brust zu klopfen in patriotischem Nachempfinden und Hochgefühl. Und wenn wir vielleicht an einem milden Augustabend anlässlich der Mozartserenaden vor dem erleuchteten Denkmal den lieblich ernst Klängen der Kleinen Nachtmusik, komponiert noch zur höfischen Zeit, nachlauschen, lassen wir uns gerne erheben und stellen uns keine Fragen. Wer hat sich denn schon gefragt, wie es komme, dass ausgerechnet die freiheitlich gesinnten Schweizer dem französischen Absolutismus ihr Leben zu opfern hatten? Keiner unserer Lehrer hatte uns je auf die Problematik hingewiesen, und selbst wenn wir selber den Widerspruch erkannt hätten, so hätten wir ihn wohl verdrängt, waren wir doch zu Gehorsam und Respekt erzogen worden. Und überhaupt: neigen wir nicht auch heute noch dazu, unsere Dienste den Mächtigen anzubieten, den Mächtigen aus Politik und Finanz? Dann wäre also die Unabhängigkeit, die wir mit so viel Selbstgefallen preisen, Hörigkeit. Dann wäre wohl das Denkmal ein Mahnmal.

Solch skeptische Nachdenklichkeit nahm in der Folge der Schüler auf seinen Lebensweg. Sie ist das Kennzeichen jener Generation, der ich angehöre.

* * *

Dieser Weg hat mich zurückgeführt an den Ausgangspunkt, wenn auch nur für einige Tage, denn bald werde ich der Leuchtenstadt, wie sie sich selber stolz bezeichnet, wieder den Rücken kehren. Soll ich mir, dem Urtrieb des Touristen folgend, das eine oder andere Souvenir erstehen? Beim Löwendenkmal – Gedenkstätten und Heiligtümer haben die fatale Eigenschaft, den Kitschhandel anzuziehen – werden sie reichlich, vielfältig und sündhaft teuer feilgeboten: geschnitzte Bären, Kühe, Sennenhunde und Alphornbläser, Keramiktassen und -teller mit aufgemaltem Edelweiss, Alpaufzug, Gletscherfirn – wenn er noch nicht weggeschmolzen ist –, mit blutroten Sonnenauf- und -untergängen, und gut schweizerische Kuckucksuhren aus dem Schwarzwald oder Tirol – Orson Wells und der Dritte Mann lassen grüssen! –: Massenware, Industrieprodukt das meiste, made in Taiwan oder Tschaina – Neu-

‘D Stadt im Sommer

*Chond äntli Sommer
mol is Land,
so änderet sich
do allerhand.*

*Jetz gsehsch do Lüüt,
vergnüegt bis toll,
es gäb es ganzes
Tobu voll.*

*Si chömid us
de wyte Wält
mit Bahn, mit Wääge,
gar mit Zält,*

*wend eusi Stadt
und d Bäärke gseh
und zwüschet-inn
de blauie See,*

*Jetz isch mit
Winterschlof verby,
d Stadt ghöört de Frömde;
hindedry*

*seisch nume
as e chlyne Held:
«Säb nimmsch i Chau
es bringt doch Gäld.»*

tralität verpflichtet. Nein! Ich überlasse den Touristen aus aller Welt, den Grandhotelhengsten und -stuten, auch den sympathischen Trampelbrüdern und -schwestern, den ganzen Ramsch. Mögen sie ihr Geld ausgeben für Belanglosigkeiten und Geschmacklosigkeiten, die bald zu Hause verstauben werden, auch wenn ein Stück Erinnerung daran hängt. Luzern, die Touristenstadt, muss schliesslich auch gelebt haben.

* * *

Das Andenken, das ich mit mir nehme, ist die schliessliche Erkenntnis, dass diese Stadt am Vierwaldstättersee eine Stadt ist, die, in und aus und mit der Geschichte lebend, es verstanden hat, aus den Schätzen der Vergangenheit eine Gegenwart schöpferisch zu gestalten, die in die Zukunft weist. Hier trägt das Gestern die Verheissung des Morgen in sich. In ihrem Verhältnis zur Zeit findet die Stadt ihren ganz eigenen Lebensstil: eine heitere Weise, zusammenzuleben, zu arbeiten und Feste zu feiern, eine besondere Art, mit Leben und Tod umzugehen, und die Kunst, Veränderungen zu widerstehen und trotzdem Veränderung zu schaffen,

kurz: ihr eigenes Wesen zu bewahren und sich selbst zu sein und sich gleichzeitig auf die Welt hin zu öffnen.

* * *

Jetzt kann ich den Schreibtisch wieder aufräumen. Vielleicht war es Nostalgie, was mich zum Schreiben veranlasste. Doch es ging mir nicht darum, aus einem Empfinden des Unbehagens an der Gegenwart heraus die Vergangenheit sentimental zu verklären, mag auch das Bewusstsein der Vergänglichkeit – das wäre dann wohl eine Alterserscheinung – eine Rolle gespielt haben. Dann wäre meine vorübergehende Rückkehr nach Luzern letzten Endes doch die Heimkehr, von der Novalis gesprochen hat: „*Wo gehen wir denn hin? – Immer nach Hause.*“

Hans-Werner Grüninger, Bern

Zu den Mundartgedichten

Die im Beitrag eingestreuten Gedichte sind im April 1978 zum Anlass der 800-Jahr-Feier der Stadt Luzern in einer kleinen Jubiläumsschrift herausgegeben worden. Ihr Autor, der Jurist *Hans Schriber*, war ehemaliger Kommandant der Luzerner Kantonspolizei und ein bekannter Eliteschwimmer und Taucher.

Die Gedichte sind in luzerndeutscher Mundart verfasst. Damit bei der Übermittlung des phonetischen Lautbilds die Lesbarkeit nicht allzu sehr erschwert wird, ist die Schreibweise der Schriftsprache so weit wie möglich beibehalten worden. Für ein breiteres Publikum, das mit dem Schweizerdeutschen nicht vertraut ist, sind die vorliegenden Auszüge zusätzlich ins Hochdeutsche übertragen worden. Es handelt sich dabei um eine „Umsetzung“, die keine poetischen Ansprüche erhebt. Sie dient allein dem besseren Verständnis.

Luzern – eine Brückenstadt

Eine Stadt – erbaut
auf beiden Seiten
von Fluss und See,
die braucht bei Zeiten
eine starke Brücke,
denn hätt' es keine Brück,
um 'rüber zu gehen
und auch zurück –,
so wär es keine Stadt
es gäbe nur zwei Orte –
der eine da – und der andre
auf der andern Seite dort.

Die Spreuerbrücke

Gehst du über die Brück'
und wieder zurück
und blickst hinauf zum Dach,
da siehst du eine Sach
von wildem Tanz
mit viel Popanz
und mattem Glanz
– einen Totentanz!
Bist wohl erschrocken?
Wirst noch nicht geköpft!
Doch merkst du gleich,
was dies soll sein:
ein Mahnmal für dein
kurzes Leben;
drum tu ein bisschen
nach dem Guten streben!

Die Jesuitenkirche

Hart an der Reuss,
da spiegelt sich prächtig
eine Barockkirche,
vornehm, mächtig,
als wären wir in
einer Fürstenstadt.
Man kann auch ohne
Fürsten bauen,
Wenn das Volk es trägt
mit Gottvertrauen –
und dies Beispiel zeigt
gerade unsre Stadt.

Stadt am Wasser

Was wäre Luzern,
wenn es keinen See hätte?
Es wäre eine Stadt
wie viele mehr,
es hätte Häuser, Mauern,
Türme als Schild,
doch fehlte das Wasser
in diesem Bild
Käme das Wasser nicht
bis ganz an den Kern,
wir hätten die Stadt
nicht halb so gem.
Wär's nur eine Stadt
und es hätte keinen See,

dann brauchte es auch
keine Brücken mehr,
keinen Wasserturm
und auch keinen Steg:
man nähme unsrer Stadt
den Geist.

Käme das Wasser nicht
bis ganz an den Kern,
so wär es nicht unser
Alt-Luzern.

...

Was wollten auch
die Fremden sehen,
wär es nur eine Stadt
und gäb's keinen See?
Nur die Stadt und das Wasser
miteinander
geben uns doch
diesen Ruf im Land

Käme das Wasser nicht
bis ganz an den Kern,
sähe man keine Fremden
hier – in Luzern.

Früh am Morgen über dem Wasser

Kaum ist der junge
Tag erwacht,
verdrängt er die
Schatten der Nacht
mit hellem, goldigen
Sonnenglanz
und es erstrahlt

der zackige Kranz
der Berge dort
über dem See,
als wären die Berge
seit eh und je
herausgewachsen
aus dem See.

Und ist dann die Welt
so recht erwacht,
dann denkst du nach,
sagst leis und sacht:
„Es wird immer auch
nach tiefster Nacht
einmal wieder Tag
in voller Pracht.“

Am Abend

Wie Altgold,
mit einem zarten Glanz,
steht die Sonne über
Dach und Zinne

und zaubert
in den See ein Band,
als hätt' es nur lauter
Gold da drinnen.

Wie wirst da glücklich;
im Vergleich
wirst trotz der leeren
Taschen reich.

Die Stadt im Sommer

Kommt endlich der Sommer
mal ins Land
dann ändert sich
hier allerhand

Jetzt sieht man da Leute,
vergnügt bis toll,
es gäbe ein ganzes
Tobel voll.

Sie kommen aus
der weiten Welt
mit Bahn, mit Wagen,
gar mit dem Zelt,

wollen unsre Stadt
und die Berge sehen
und zwischen drin
den blauen See.

Jetzt ist's mit
dem Winterschlaf vorbei,
die Stadt gehört den Fremden;
und hintendrein,
da sagst du nur
als kleiner Held:
„Das nimmst du in Kauf
es bringt ja Geld.“

AUS DEN VERBÄNDEN

Regionaltagung

„Spezifik von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“

Vom 23.–24. Oktober 2000 fand in Jerewan die Regionaltagung „Spezifik von Deutsch als Fremd- und Zweitsprache“ statt und am 25. Oktober im Anschluss daran das Delegiertenseminar für Deutschlehrerverbände. Veranstaltet wurde die Regionaltagung vom armenischen Deutschlehrerverband. Unterstützt und gefördert wurde sie vom Internationalen Deutschlehrerverband, vom Goethe-Institut München und Tbilissi sowie von der Deutschen Botschaft Jerewan, vom Brjussow Institut für Fremdsprachen, vom Deutschen Lehr- und Kulturzentrum, von der Vertretung der Zentralstelle für Auslandsschulwesen in Jerewan.

Eröffnet wurde die Tagung im Saal des Regierungsgebäudes. Grußworte sprachen die Generalsekretärin des IDV, die stellvertretende Ministerin für Bildung und Wissenschaft, der Botschafter der Bundesrepublik Deutschland, der Rektor des W. Brjussow Instituts für Fremdsprachen, der Präsident der deutschen Gemeinde der Republik Armenien u. a. Die Generalsekretärin des IDV, Frau Helena Hanuljaková, die als Beraterin und Beobachterin und nachher als Leiterin des Delegiertenseminars mitwirkte, begrüßte alle Anwesenden im Namen des IDV-Vorstandes, indem sie über die Hauptrichtungen der IDV-Tätigkeit in der Gegenwart sowie über die bevorstehende XII. Internationale Deutschlehrertagung in Luzern sprach. Aus Deutschland war Herr Dr. Prof. Wilhelm Grieshaber (Westfälische Wilhelms-Universität Münster) als Referent gekommen und sprach während der ersten zwei Tage der Konferenz über „Erwerb und Vermittlung von Deutsch als Fremdsprache“.

An der Konferenz nahmen auch die Kolleginnen aus Kasachstan teil: die Präsidentin des Kasachischen DLV, Frau Bahim Spikbajeva und Vorstandsmitglied Frau Dr. Zhibek Mukascheva und eine Kollegin aus Berg-Karabach. Ein Zitat aus dem Bericht von Frau Spikbajeva: „Wir haben gesehen, wie der armenische Deutschlehrerverband funktioniert, wie das Deutsche Lehr- und Kulturzentrum organisiert ist. Da gibt es für uns etwas zu lernen. Besonders lieb und niedlich war das Kinderprogramm „Singende Fibel“, das uns im Rahmen der Tagung angeboten wurde. Da wird es einem warm ums Herz, dass wir nicht umsonst arbeiten.“

Mit 120 Teilnehmern war die Regionaltagung gut besucht, es kamen vor allem Deutschlehrerinnen aus allen Regionen Armeniens. Für sie waren die zwei Tage Fortbildung im DaF- Bereich besonders sinnvoll und bereichernd.

An den Seminaren und Gesprächskreisen haben sich alle interessiert und angeregt beteiligt.

Es war geplant, dass an der Regionaltagung auch Teilnehmer von anderen Deutschlehrerverbänden der benachbarten Länder teilnehmen. Trotz langer Vorbereitungszeit und anfänglichen Zusagen kamen jedoch nur Vertreter aus Kasachstan und Berg-Karabach. Das Grußwort des Vorsitzenden des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Republik Tadschikistan, des Leiters des Lehrstuhls für Deutsch, Herrn Hairullo Seifulaev, wurde vorgelesen. Dabei ist es besonders bedauerlich, dass die Teilnehmer aus Georgien nicht anwesend waren.

Während des Delegiertenseminars am Mittwoch diskutierten die Vertreter der einzelnen Deutschlehrerverbände u. a. auch über die Fortführung der gemeinsamen Arbeit. Dabei wurden als Ergebnis der Tagung mehrere Projekte beschlossen:

- In Zusammenarbeit mit den anderen Ländern der Region wird eine überregionale Zeitschrift „Deutsch ohne Grenzen“ erscheinen.
- Für den Bereich Methodik/Didaktik wird eine Referentenkarteei angelegt mit fähigen Referenten im Fremdsprachenbereich, die bei Tagungen und Konferenzen zur Mitwirkung bereit sind.
- Es wird ein Veranstaltungskalender herausgegeben.
- Für 2002 wird eine regionale Tagung „Deutsch interkulturell“ für asiatische Deutschlehrer in Kasachstan geplant, zu der auch Kolleginnen aus China und aus der Mongolei eingeladen werden.

Es bleibt abzuwarten, ob bei der nächsten Regionaltagung in Kasachstan (geplant für 2002) der Gedanke des „Regionalen“ durch die stärkere Teilnahme und Einbindung der benachbarten Länder verwirklicht wird. Gerade im gegenseitigen Austausch und im Miteinander-Sprechen liegt für alle die große Chance, gemeinsame Probleme zu erkennen, den eigenen Standort zu definieren, dadurch mögliche Lösungen zu finden, Unterschiede in den einzelnen Ländern aufzuzeigen und darüber zu diskutieren, interkulturelle Ansätze zu verwirklichen.

*Melanja Astwazatrjan, Präsidentin des armenischen DLV
Katarina Meuss, Fachschafskraft des ZFA in Armenien*

Der Ecuadorianische Deutschlehrerverband (ASEPA)

Ecuador ist ein kleines Land in Südamerika, ein wunderschönes Stück Erde mit den hohen Bergen der Anden, einer traumhaften Küste, einer interessanten Urwaldregion und den einmaligen Galapagosinseln, die vielleicht zuerst mit dem Land in Verbindung gebracht werden. Seit vielen Jahren wird hier

auch Deutsch unterrichtet, vor allem in der Hauptstadt Quito und der Küstenstadt Guayaquil. Es gibt in beiden Städten deutsche Schulen und deutsch-ecuadorianische Kulturinstitute mit langjähriger Tradition. Vor fast drei Jahren haben sich nun mehr als 30 Deutschlehrer zusammengetan und das erste Mal in Ecuador einen Verband gegründet. Es sind auch viele Mitglieder aus anderen Orten sowie Institutionen dabei. Im letzten Jahr wurde unser Verband in den IDV aufgenommen.

Vor fünf Monaten erschien unsere erste Verbandszeitschrift, im Februar dieses Jahres fand eine zweitägige Fortbildungsveranstaltung statt. Auf zwei nationalen Arbeitstagungen wurden verschiedene Projekte besprochen und organisiert, wie z. B. eine generelle Erfassung der Situation DaF in Ecuador, weitere Fortbildungsveranstaltungen sowie ein Schülerwettbewerb.

Unser Verband unterstützte auch tatkräftig die Gründung von Deutschlehrerverbänden in den Nachbarländern Kolumbien, Peru und Bolivien. Auch in diesen Ländern bestehen nun Verbände, so dass wir das erste Mal als „Andenregion“ bei der IDT 2001 auftreten können, dabei auch den Verband in Venezuela nicht zu vergessen, der wiederum uns viel bei der Gründung geholfen hat. Auf der Regionalkonferenz in Kuba im März dieses Jahres wurde beschlossen, in Quito erstmalig eine Regionalkonferenz durchzuführen. Nach dem Motto „Einigkeit macht stark“ freuen wir uns, dass unsere Region nun auch international präsent ist, und wir hoffen auf eine weitere fruchtbare Zusammenarbeit, um die deutsche Sprache und Kultur auch auf diesem Fleck Erde weiter zu pflegen und zu fördern.

Dazu die nachfolgenden Reflexionen einer Ortskraft:

Seit fast 25 Jahren versuche ich meinen Lebensunterhalt mit Deutschunterricht in einem der kleinsten Andenländer Südamerikas zu verdienen, in einem Land, das von meiner deutschen Heimat mehr als 10 000 km entfernt liegt, dessen Name immer wieder falsch geschrieben und das von manchem Landsmann auch in Afrika gesucht wird. Ecuador – das ist ein bezauberndes Stück Erde mit 6 000 m hohen Bergen, einem magischen Regenwald und einer Küstenregion, die vielleicht der deutschen Vorstellung eines afrikanischen Landes am nächsten kommt, ein Land mit 12 Millionen Einwohnern.

Vor einem Viertel Jahrhundert ließ ich meine Heimat und ein unabgeschlossenes Hochschulstudium in Fremdsprachen zurück. In der ecuadorianischen Hauptstadt Quito erhielt ich kurz nach meiner Ankunft sofort eine Stelle als Deutschlehrerin an einer Universität – undenkbar in Deutschland ohne zweites Staatsexamen und Referendarjahr. Mit Schulz-Griesbach stand ich meinen Mann (meine Frau), mir machte die Arbeit großen Spaß, und die Schüler/innen lernten gut. In der Deutschen Schule Quito nahm man es genauer, dort bekam ich ein halbes Jahr Probezeit und blieb dann 15 Jahre als Orts-

kraft, die niedrigste Kaste der Deutschlehrer/innen. Diese Jahre aber waren meine Lehrzeit und die Referendarjahre, ich unterrichtete Primar- und Sekundarstufe, lernte viele Lehrwerke kennen und erhielt wertvolle Hilfe gleich zu Beginn von dem damaligen Fachleiter für Deutsch, Johannes Greiner aus Freiburg. Im Laufe der Zeit wurde es schwierig, sich mit „ortsüblichen“ Gehältern in Landeskunde oder Literatur zu aktualisieren, da deutsche Bücher hier sehr teuer sind, von Reisen in die Heimat ganz zu schweigen. Glücklicherweise erhielt ich bald die Möglichkeit, in den Abendstunden Deutschunterricht für Erwachsene zu geben, manche Nachhilfestunde besserte auch die Situation.

Nach 15 Lehrjahren stieg ich bei der Deutschen Schule aus und wurde mit einem interessanten Fotoband und einem geschmackvollen Blumenstrauß verabschiedet. Seit einigen Jahren nun diene ich, dank meiner gesammelten Erfahrungen, dem Sprachinstitut der Humboldt-Gesellschaft, das mit dem Goethe-Institut in einer Art Ehe existiert, wobei das Auswärtige Amt die Alimamente zahlt. Die Verbreiter/innen der deutschen Sprache und Kultur sind ausschließlich Ortskräfte, die mit viel Engagement und ortsüblichen Stundenhonoraren meist schon mit der dritten oder vierten Lehrwerksgeneration arbeiten. Ich frage mich manchmal, warum eigentlich die Ortskräfte, die der Landessprache und der soziokulturellen Unterschiede bestens kundig sind, das Ersatzrad am DaF-Mercedes sind? Es mangelt oft auch an der simplen Anerkennung ihres Einsatzes.

Den Deutschunterricht an Instituten oder Universitäten bestreiten – zumindest, wie ich in unserer Region beobachtete – hauptsächlich Ortskräfte, bei denen die vielen einheimischen Kolleg/innen nicht zu vergessen sind, die sich ebenfalls bemühen, in vielen Zusatzstunden einen aktuellen und interessanten Unterricht vorzubereiten. Es fehlt für alle Kollegen/innen der Region ein praxisverbundenes, effektives Training; wobei Fortbildungsveranstaltungen die Not zwar lindern, aber nicht beseitigen. Es fehlt Zugang zu deutschen Kommunikationsmitteln; trotz Zuwendung des Auswärtigen Amtes kann sich z. B. unser Institut kein Abonnement einer deutschen Zeitung leisten. Veraltete Brigitte-Zeitschriften werden unter meinen Kolleginnen wie Gold gehandelt.

Die größten Zweifel kommen mir in diesem Zusammenhang am computergestützten Fremdsprachunterricht, worüber ich schon viele interessante Artikel gelesen habe. Die meisten Institutionen der Region haben überhaupt keine Computer für ihre Kursteilnehmer/innen oder müssen sich wenige Exemplare mit fünf anderen Fremdsprachen teilen, wenige Lehr(orts)kräfte können sich einen Internet-Anschluss leisten. Bettelgänge zur deutschen Wirtschaft stoßen in der heutigen „Krisenzeit“ auf taube Ohren. Ich habe festgestellt, dass unsere Schüler/innen auf diesem Gebiet oft Meilensteine voraus sind und sich längst in Cyber-Cafés auf der Leitseite des Goethe-Instituts umgesehen haben. So habe ich das Gefühl, immer zu spät zu kommen, und

„den bestraft das Leben“, wie schon Gorbatschow treffend kurz vor dem Mauerfall sagte. Ich hoffe trotzdem auf mildernde Umstände bei all den Bemühungen im DaF-Unterricht in der dritten Welt, in einer Region, die von schweren sozialen Problemen geschüttelt ist, in der mehr als 60 % der Bevölkerung unter dem Existenzminimum lebt und zu Fremdsprachen fast keinen Zugang hat. Es bedarf eines dringenden Überdenkens der Stellung von Deutsch und seiner Lehrer/innen in der Region.

Ein Anfang ist meiner Meinung nach aber gemacht – wir haben uns vor nunmehr fast zwei Jahren zusammengetan und einen Verband in Ecuador gegründet, um gemeinsam an einer Glocke zu läuten, damit man uns weit hört. Die bürokratischen Hürden sind genommen, auch international hört man schon unsere Schritte. Wir haben uns zu Arbeitstagungen und einem zweitägigen Fortbildungsseminar getroffen, unsere erste Zeitschrift ist erschienen. Der Stein ist auch in unsere Nachbarländer gerollt, es wurden dort ebenfalls Deutschlehrerverbände gegründet. Auf einer ersten internationalen Konferenz der Andenländer im kommenden Jahr wollen wir uns treffen – unterstützt vom Internationalen Deutschlehrerverband und dem Goethe-Institut und hoffentlich von vielen schon lange bestehenden Verbänden, die uns ihre Erfahrungen vermitteln können. Ich hoffe auch, es kommen schnell noch viele Mitglieder zu unseren Verbänden dazu; damit wir nicht zu spät sind, denn die meisten von uns werden in der Andenregion bleiben, mit Stolz auf ihre deutsche Kultur und Liebe zur südamerikanischen – so wie ich. Am liebsten hätte ich sogar zwei Pässe, den ecuadorianischen müsste ich aber wahrscheinlich kaufen – nicht einfach, mit ortsüblichem Salär.

Bettina Kühn

Präsidentin des Ecuadorianischen Deutschlehrerverbandes

Der Deutschlehrerverband von Aserbaidshan präsentiert sich

Bezüglich der bisherigen Tätigkeit unseres Verbandes können wir folgendes festhalten.

Wir haben 11 Mitglieder des Vorstandes im Verband:

- Vorsitzende des Verbands: Tamilla Abdullajewa, Deutschlehrerin in einer Mittelschule in Baku
- Stellvertretende Vorsitzende: Gasimsade Lejla, Deutschlehrerin in Sumgait
- Sekretärin: Mursalowa Tamilla, Deutschlehrerin in Baku
- Schatzmeisterin: Aslanowa Elmira, Deutschlehrerin im Bezirk Chatai

- Kulturleiterin: Allahwerdijeva Elnura, Deutschlehrerin in Mardakan, und die Methodikerin Musajewa Sijatel
- Schriftleiterin: Abdullajewa Irada, Methodikerin des Fortbildungsinstituts
- Zuständige für Öffentlichkeitsarbeiten sind Nuschaba Mamedowa und Hidjran Rasulova
- Berater: Professor Versalow
- Ehrenmitglied des Verbandes: Prof. Dr. Ramis Mamedsade, der Leiter der Abteilung des Wissenschaftlich-Methodischen Zentrums

Die wichtigste Aufgabe unseres Verbandes ist die Erhebung der Lage und die Verbesserung des Deutschunterrichts in verschiedenen Regionen unserer Republik sowie die Unterstützung der Zusammenarbeit der deutschen und aserbajdschanischen Lehrer und Lehrerinnen.

Was wir bisher getan haben:

1. Organisation der Vertretungen des Verbandes in verschiedenen Orten und Bezirken Aserbajdschans,
2. Organisation der Teilnahme der Lehrer(innen) an den kulturell-wissenschaftlichen Veranstaltungen,
3. Entwicklung von Partnerschaftsverhältnissen zwischen den Städten und Bezirken Aserbajdschans und Deutschlands,
4. Deutsche Woche in Aserbajdschan,
5. Gestaltung und Festigung eines breiten Dialogs und vielseitiger Zusammenarbeit,
6. Festigung der Freundschaftsbeziehungen zwischen den Lehrern und Lehrerinnen unserer Völker.

Die bevorstehenden Aufgaben des Verbandes:

1. Veranstaltung einer Olympiade der Deutschkenntnisse unter den Schülern der Republik,
2. Erweiterung der Vertretungen des Verbandes in allen Bezirken der Republik,
3. Veranstaltung des 10-jährigen Jubiläums der Wiedervereinigung der BRD,
4. Vertragsabschluss mit Verbänden in verschiedenen Staaten,
5. Fahrt in die Städte Aserbajdschans, in denen früher die Deutschen gelebt haben,
6. Entwicklung der wissenschaftlich-literarischen Tätigkeit.

*Abdullajewa Tamilla
Vorsitzende des Verbandes*

VERANSTALTUNGSVORSCHAU

2001

24. bis 26. Mai, Kiel, Deutschland

29. Jahrestagung DaF

Thema: „Mehrsprachigkeit in Europa“

Information: welter@uni-muenster.de; Internet: <http://www.fadaf.de>

15./16. Juni, Graz, Österreich

5. Grazer Tagung Deutsch als Fremdsprache/Deutsch als Zweitsprache

Thema: „Textkompetenz“

Information: Karl-Franzens-Universität Graz, Institut für Germanistik, Universitätslehrgang DaF, Mozartgasse 8/II, A-8010 Graz, E-Mail: uldaf@kfunigraz.ac.at

4. Juli bis 6. Juli, České Budejovice, Tschechien

VII. Internationale Tandem-Tage

Thema: „Für viele Sprachen sensibel – Tandem“

Information: Gaudeo CB, Trebizského 1010, CZ-37006 České Budejovice, Fax: ++42 038 7410151, E-Mail: congress@gaudeo.cz

30. Juli bis 4. August, Luzern, Schweiz

XII. Internationale Tagung der Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer (IDT)

Thema: „mehr Sprache – mehrsprachig – mit Deutsch. didaktische und politische Perspektiven“

Information: Tagungssekretariat: wbz cps, Bruchstrasse 9a, Postfach, 6000 Luzern, Tel.: 041 2 49 99 11, Fax: 041 2 40 00 79
E-Mail: monika_claluna@idt-2001.ch
Web-Site: www.idt-2001.ch; www.idt-2001.com

<p>Das 3. Vorprogramm ist gerade erschienen. Bestellen Sie es beim Tagungssekretariat und informieren Sie sich auf den Web Seiten: www.idt-2001.ch</p>

26. bis 29. September, Passau, Deutschland

32. Jahrestagung der GAL (Gesellschaft für angewandte Linguistik)

Thema: „Sprache interdisziplinär“

Information: <http://www.germanistik.uni-halle.de/gal/aktuell.htm>

BEITRÄGE

Schweizerdeutsch – Geschichte und Gebrauch

Im kommenden Spätsommer wird in Luzern die XII. IDT durchgeführt werden. Es ist dies in der mehr als dreissigjährigen Geschichte des IDV erst zum zweiten Mal, dass sich dessen Mitglieder in der Schweiz zu ihrem periodischen Zusammentreffen Stelldichein geben. Das erste Treffen hatte 1986 in Bern stattgefunden. Es hatte sich damals gezeigt, dass für manche Kongressteilnehmer die Bekanntschaft mit dem Schweizerdeutschen eine sprachliche Erfahrung besonderer Art und vielleicht gar ein milder Kulturschock war. Darum ist es wohl angebracht, dieses Idiom, das in seiner Eigenartigkeit als Ausdruck helvetischer Eigenwilligkeit verstanden – oder eben nicht verstanden – werden kann, den Lesern des RUNDBRIEFS, ob sie nun nach Luzern pilgern oder nicht, etwas näher zu bringen. Dies geschieht in zwei Beiträgen:

Der erste Beitrag will einen Einblick geben in die Entwicklungsgeschichte des Schweizerdeutschen. Er stützt sich auf Arbeitsblätter, die Prof. Rudolf Zellweger, der verstorbene Initiator der VII. IDT von Bern und Ehrenmitglied des IDV, für seine Studenten an der Universität Neuchâtel/Neuenburg erarbeitet hatte. Das Material, das sie enthalten, entspricht zwar nicht mehr dem neuesten Forschungsstand, es bietet aber, leicht fassbar dargebracht, einen guten Einblick in die entwicklungsgeschichtliche Perspektive und rückt gleichzeitig einige grammatikalische Aspekte ins Blickfeld.

Der zweite Beitrag geht auf die aktuelle deutschschweizer Sprachsituation ein. Er zeigt das Neben- und Miteinander von Standardsprache und Dialekt in der Deutschschweiz, hebt die Unterschiede zur Sprachsituation in Deutschland hervor und legt die Einstellung der Deutschschweizer zur Hochsprache dar.

Einführung in die Entwicklungsgeschichte des Schweizerdeutschen

Zur Hinführung auf die Problematik mögen zwei Aussagen dienen, die mir bedeutsam scheinen, nicht zuletzt deshalb, weil sie von deutschen Dichtern stammen, die im weiteren Sinne auch hervorragende Sprachforscher sind: Johann Gottfried Herder und Jacob Grimm.

Herder weist in seiner fragmentarischen Schrift „Von den Lebensaltern einer Sprache“ ausdrücklich darauf hin, dass sich der wahre und eigentliche Kern

der deutschen Sprache im Schweizerdeutschen erhalten habe: „Man muss den Schweizern wirklich das Recht lassen, dass sie den Kern der deutschen Sprache mehr unter sich erhalten haben. So wie überhaupt in ihrem Lande sich die alten Moden und Gebräuche länger erhalten, da sie durch die Alpen und den helvetischen Nationalstolz von den Fremden getrennt sind, so ist ihre Sprache auch der alten deutschen Einfalt treuer geblieben.“ (Johann Gottfried Herder, Von den Lebensaltern einer Sprache, 1767)

Und Jacob Grimm hält in der Einleitung zum „Deutschen Wörterbuch“ fest, dass das Schweizerdeutsche mehr als ein bloßer Dialekt sei. Er hebt seinen selbstständigen Charakter hervor und sieht in ihm eine mögliche Quelle der Bereicherung für die Schriftsprache: „Die Schweizerische Volkssprache ist mehr als ein bloßer Dialekt, wie es schon aus der Freiheit des Volkes sich begreifen lässt; noch nie hat sie sich des Rechts begeben, selbstständig aufzutreten und in die Schriftsprache einzufließen, die freilich aus dem übrigen Deutschland mächtig zu ihr vordringt.“ (Jacob Grimm, Deutsches Wörterbuch. Einleitung, 1854)

In beiden Aussagen klingt das Politische an. Bei Herder, wenn er vom helvetischen Nationalstolz und vom schweizerischen Konservatismus spricht, ein Konservatismus, der – das sei nebenbei vermerkt – in nicht unbedeutendem Maße auch heute noch das eidgenössische Dasein prägt; bei Grimm, wenn er auf den Zusammenhang zwischen Bewahrung der Mundart und der Bewahrung der Unabhängigkeit hinweist.

Wie stark und bedeutsam dieser Zusammenhang in Wirklichkeit ist, macht Friedrich Staub, der Gründer des „Idiotikons“, des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, eines Monumentalwerks der Dialektologie, deutlich, wenn er die Schweizer warnt, dass der Verlust ihrer „eigentümlichen Sprache“ die Aufgabe der schweizerischen Denkart bedeuten würde und dass sie aufhören würden, sie selbst zu sein. So lange sie an ihrer Sprache festhielten, so lange halte die Sprache sie als Nation zusammen.

Die Dialektfrage wird also als Identitätsfrage betrachtet. Damit erhält sie eine nicht zu unterschätzende psychologische und staatspolitische Bedeutung.

Die drei festgehaltenen Aussagen können uns als Ausgangspunkt dienen für die nachfolgenden Erläuterungen zur Entwicklungsgeschichte des Schweizerdeutschen und zur Frage der spezifischen Eigentümlichkeit dieses Idioms: Wie hat sich das Schweizerdeutsche im Laufe der Jahrhunderte entwickelt? Was ist alt daran? Und: Worin besteht die Selbstständigkeit, von der Jacob Grimm spricht? Welches sind die hervorstechenden Merkmale des schweizerdeutschen Dialekts im Vergleich zur deutschen Hochsprache?

Folgen wir den einzelnen Entwicklungsphasen des Schweizerdeutschen:

Sprachgeschichtlicher Überblick

Erste Phase: Die frühgeschichtliche Entwicklung. Die romanisch-deutsche Sprachdurchdringung

Die erste Phase der Entwicklungsgeschichte des Schweizerdeutschen sei in starker Verkürzung zusammengefasst: Mit einem etwas bombastischen Bild ausgedrückt, ist das sprachliche Ahnenblut des Schweizerdeutschen durch mannigfache Verzweigungen vom Indogermanischen über das Germanische – Westgermanische – Deutsche zum Oberdeutschen und von dort zum Alemannischen geflossen.

Die Alemannen trugen in der Mitte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts ihre Sprache in jenen Sprachraum hinein, der ungefähr dem Gebiet der heutigen deutschen Schweiz entspricht. Dabei kam sie mit den im Lande bereits vorhandenen keltischen und romanischen Elementen in Begegnung, hatte sich doch im Verlaufe der Jahrhunderte das Römisch-Romanische über viel ältere Schichten vor allem keltischer Kulturen gelegt. Bis ins 5. Jahrhundert bildete die heutige Schweiz einen Teil des römischen Weltreichs. Im Verlaufe der Zeit bildete sich eine eigenartige germanisch-romanische Mischzone, in der eine außerordentlich fruchtbare, gegenseitig empfangende wie auch gebende Auseinandersetzung zwischen den beiden Sprach- und Kulturbereichen stattfinden konnte. Die alemannisch-romanische Sprachdurchdringung ist ein wesentliches Merkmal der schweizerischen Sprachsituation. Sie kommt im starken Anteil von Wörtern romanischen Ursprungs sowie in der singenden Intonation der Deutschschweizer zum Ausdruck. Die letztere Erscheinung ist durch die weitgehende Übernahme der musikalischen Betonung der romanischen Nachbarsprachen erklärbar. Schweizerdeutsch ist bis zu einem gewissen Grad ein Deutsch mit romanischem Akzent.

Zweite Phase: Vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert. Beibehaltung des alten Lautstandes. Verlust der Schriftsprache

Obschon das Schweizerdeutsche vom Romanischen beeinflusst ist, ist es trotzdem alt und deutsch geblieben. Es hat die meisten Neuerungen der neuhochdeutschen Sprachentwicklung, die um 1500 einsetzte, nicht mitgemacht und ist – vereinfacht ausgedrückt – sozusagen auf dem Niveau des Mittelhochdeutschen des 13. Jahrhunderts, z. T. sogar auf der Stufe des Althochdeutschen stehen geblieben. Vor allem hat es den ursprünglichen Lautstand weitgehend bewahrt:

- Die langen Monophthonge *i* – *u* – *ü* wurden beibehalten und nicht in Diphthonge umgewandelt. So sagt der Schweizer *Wib* und nicht *Weib*, *Hus* und nicht *Haus*, *Hüser* anstatt *Häuser*.

- Andererseits sind die neuhochdeutschen Dehnungen in *lieb* und *gut* als fallende Diphthonge *liëb* und *guët* erhalten geblieben,
- wie auch die kurzen Vokale in offener Silbe beibehalten wurden: *Vat(t)er*, *Vogel*, *Stube*.

Ebenfalls sind die auslautenden Vokale, die so charakteristisch sind für das Althochdeutsche, nicht ganz verschwunden: Für *auf* oder *hinauf* sagt der Schweizer *ufe*, für *hinab*: *abe*.

Das gesprochene Wort ist von der neuhochdeutschen Sprachentwicklung demnach nicht in entscheidender Weise mitgeprägt worden. In dieser Hinsicht ist das Schweizerdeutsche wohl eine recht altertümliche Mundart, ein charmanter Anachronismus.

Es muss aber ein weiterer, sehr wichtiger Faktor in dieser Entwicklungsgeschichte in Betracht gezogen werden: *die Trennung vom gesprochenen und geschriebenen Wort*. Hierin liegt die eigentliche Problematik des Schweizerdeutschen: Im Mittelalter bildet sich vorerst eine Schriftsprache schweizerischer Prägung heraus. Diese ist in den Aufzeichnungen der Mönche des Klosters Sankt Gallen, die zu den ältesten deutschen Sprachdokumenten gehören, und ebenfalls in alten Urkunden erhalten. Diese altschweizerische Schriftsprache ist mit der Mundart nicht völlig identisch, steht ihr aber noch sehr nahe.

Zur Zeit Luthers ändert sich jedoch die Situation. Der sprachliche Einfluss, der von Luthers Bibelübersetzung ausging, war auch in der Eidgenossenschaft so groß, dass die spezifisch schweizerische Sprache ihm auf die Dauer nicht widerstehen konnte. Zwar hatten Zwingli und die Zürcher Reformatoren ihre eigene Bibelübersetzung in alemannischer Sprache herausgegeben, doch die „Zwinglibibel“ wurde in den Neubearbeitungen sprachlich immer mehr der „Lutherbibel“ angenähert. Denselben Weg geht die schweizerische Amtssprache, die schließlich im 17. Jahrhundert dem Neuhochdeutschen viel näher steht als dem Alemannischen. So ist die im Mittelalter noch durchaus bestehende Möglichkeit, eine alemannische Schriftsprache zu schaffen, nicht wahrgenommen worden. Diese Tatsache führt zur heutigen Sprachsituation, die durch die Trennung von Schriftsprache und Mundart gekennzeichnet ist.

Dritte Phase: 18. Jahrhundert. Die Epoche der französischen Dominanz

Das Spannungsverhältnis zwischen Schriftsprache und Mundart führt im 18. Jahrhundert zu einem Gefühl sprachlicher Unsicherheit, das vielerorts – vor allem in Bern – ein Ausweichen auf das Französische bewirkt. Französisch ist in der Zeit des „siècle des lumières“ nicht allein in der Schweiz, sondern auch im übrigen Europa vor allem bei den Gebildeten vorherrschend. Denken wir an den Einfluss Voltaires auf Friedrich II., den Preußenkönig, der französisch dachte, sprach und schrieb; denken wir an Diderots Wirken am Hof der Zweiten Katharina in Petersburg.

In der Schweiz ist der französische Einfluss vor allem im Berngebiet besonders stark. Bis in die neuere Zeit gehört es in den Kreisen der Berner Aristokratie zum guten Ton, französisch zu parlieren, und auch in der Volkssprache wirkt der französische Einfluss weiter, und zwar vor allem in jenem sprachlichen Grenzbereich, in dem das Nebeneinander von Deutsch und Welsch zu einem gegenseitigen Austausch von Wortmaterial geführt hat. Dieser Austausch kann so weit gehen, dass sich Deutsch und Französisch geradezu durchdringen. Einige typische Ausdrücke mögen diese Tatsache nach beiden Seiten hin veranschaulichen:

Lehnwörter im Schweizerdeutschen aus dem Französischen:

äxgüsi	excusez	Verzeihung
‘s Billet	le billet	die Fahrkarte
d’ Bagage	le bagage	das Gepäck
dr Kondukteur	le conducteur	der Schaffner
dr Perron	le perron	der Bahnsteig
d’ Buewärlı	les pois verts	die Zuckererbsen
sich trompiere	se tromper	sich irren

Lehnwörter im Romand aus dem Alemannischen:

les bats	dr Batze	der Batzen, 15 Rappen
le bour	dr Bur	der Bauer (Spielkarte)
les reuchtı	d’ Röschtı	gebratene Kartoffeln
le chlouc	dr Schluck	der Schluck
chmollıts	Schmollıts	Schmollıts machen, sich duzen

und vor allem und bezeichnenderweise das Verb:

poutser	butze	putzen, reinigen; ebenfalls: gewinnen
---------	-------	---------------------------------------

Vierte Phase: 19. Jahrhundert. Dominanz der Hochsprache

Im 19. Jahrhundert ändert sich die Situation grundlegend. Die Tendenz zum Hochdeutschen wird immer ausgeprägter – vor allem in den Städten der Nord- und Ostschweiz: Basel, Zürich, Sankt Gallen. Diese Entwicklung wird von der Präsenz zahlreicher deutscher Emigranten beeinflusst, die zur Zeit der politischen Unruhen um 1848 in der Schweiz Zuflucht fanden und in der Folge wirtschaftlich und kulturell einflussreiche Positionen besetzten, so dass sich die Hochsprache im öffentlichen wie auch im privaten Umgang so weit durchsetzen konnte, dass allen Ernstes das Aussterben der schweizerdeutschen Mundart prophezeit wurde: „Wer könnte die Verwesung aufhalten, und wer wollte so töricht sein, seine Kraft gegen einen gewaltigen Naturprozess zu stemmen.“

Dies schrieben – man staune – die Verfasser des Schweizerischen Idiotikons in einer Voranzeige im Jahre 1880. Dazu wird es jedoch nicht kommen. Wie

die Entwicklung im 20. Jahrhundert zeigen wird, beweist die Mundart eine ungeahnte Widerstandskraft.

Fünfte Phase: 20. Jahrhundert. Die Gegenbewegung: der Wiederaufstieg des Schweizerdeutschen

Bereits um 1900 setzt, getragen von einer mächtig aufblühenden berndeutschen Mundartliteratur, in der ganzen deutschsprachigen Schweiz eine Bewegung ein, die sich gegen die kulturelle und sprachliche „Überfremdung“ durch die so genannten „Reichsdeutschen“ wendet und den allgemeinen Gebrauch der Mundart als Symbol schweizerischer Eigenart und demokratischer Gesinnung verteidigt. Die Mundart wird als Ausdruck schweizerischer Eigenständigkeit betrachtet und sie wird in der Folge zur Zeit der beiden Weltkriege eine sehr große Rolle spielen. Angesichts der Bedrohung von außen wird sie gewissermaßen zum geistigen Sammelpunkt. Dies ist besonders zur Zeit des Nationalsozialismus der Fall: die Mundart soll abgrenzen gegen das, was dem eigenen Wesen fremd ist, und gleichzeitig zusammenfügen und inneren Halt geben. Damit wird das Schweizerdeutschsprechen zur Identitätsfrage. Es ist es bis heute geblieben.

Schweizerbürger sein ist halt eben etwas Besonderes, wenn wir Julian Dillier glauben wollen, der in einem Gedichtchen zum 1. August, dem Nationalfeiertag, schreibt:

Zum erschtä Aigschtä

Der lieb Gott
cha froo sy,
as er a Schwyzer dänkd hed,
wo n er de Mänsch erfundä hed

Zum ersten August

Der liebe Gott
kann froh sein,
dass er an Schweizer dachte,
als er den Mensch erfunden hat

Die Selbstironie ist nicht zu überhören. Sie weist auf die potentielle Gefahr einer Entwicklung hin, die leicht zur provinziellen Selbstisolierung führen kann. Ein selbstgenügsamer und selbstgefälliger Helvetismus äussert sich gerade in der heutigen Europapolitik als eine ernst zu nehmende politische Kraft. Wir finden hier die Kehrseite eines Selbsterhaltungswillens, der glaubt, sich auf sich selbst zurückziehen zu müssen. Damit dieser Rückzug auf sich selbst nicht zu einer negativen Bewegung der Abkehr wird, muss er immer wieder den Weg zur Weltoffenheit suchen, die ja ihrerseits nicht ohne eine feste Grundlage auskommen kann.

Bereits Gottfried Keller hat sich mit diesem Paradoxon intensiv auseinandergesetzt, „Der grüne Heinrich“ legt dafür in eindrücklicher Weise Zeugnis ab. Auch Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch haben diese Problematik erfahren. Bei Frisch findet sie beredten Ausdruck in seinem Roman „Stiller“.

Einige Hinweise auf phonetische, grammatikalische und lexikalische Besonderheiten des Schweizerdeutschen mögen den geschichtlichen Überblick ergänzen. Sie sind in leicht gekürzter Form den mimeographierten Lesetexten „Zur Einführung ins Wesen der alemannischen Mundarten“ von Rudolf Zellweger entnommen.

Eine Erzählung der Brüder Grimm ist als „zweisprachiger“ (schweizerdeutsch-standarddeutsch) Übungstext den sprachtechnischen Erläuterungen vorangestellt:

'S Bürli im Himmel

S'isch emol es arms, fromms
Bürli gstorbe und chunnt do vor
d'Himmelpforte. Zur gliche Zit
isch au e riche, riche Herr do gsi und
het au i Himmel welle. Do chunnt der
heilig Petrus mit em Schlüssel und
macht uf und lot der Herr ine; das
Bürli het er aber wies schint nid gseh
und macht d'Pforte ämel wieder zue.
Do het das Bürli vorusse ghört, wie de
Herr mit alle Freude im Himmel ufgno
worde-n-isch und wie sie drin musiziert
und gsunge händ. Äntli isch es do
wieder still worde und der heilig Petrus
chunnt, macht d'Himmelpforte uf
und lot das Bürli au ine.

'S Bürli het do gmeint, 's werd jetzt
au musiziert und gsunge, wenn es
chömm, aber do isch alles still gsi; me
hets frili mit aller Liebi ufgno, und
d'Ängeli sind em etgäge cho, aber
gsunge het niemer.

Do frogt das Bürli der heilig Petrus,
worum dass me bi im nid singi wie
bi dem riche Herr, 's geng schints
im Himmel au parteiisch zue wie uf der
Erde.

Do seit der heilig Petrus: „Näi, wäger,
du bisch is so lieb wie alli andere,
und muesch alli himmlische Freude
geniesse wie de rich Herr; aber lueg,
so armi Bürli, wie du äis bisch,
chömm alle Tag in Himmel, so
ne riche Herr aber chunnt nume alli
hundert Johr öppe-n-äine.“

Es starb einmal ein armes, frommes
Bäuerlein und kam (kommt) da vor
die Himmelpforte. Zur gleichen Zeit
war auch ein reicher, reicher Herr da und
wollte auch hinein. Da kommt der
heilige Petrus mit dem Schlüssel (und)
macht auf und lässt den Herrn herein; das
Bäuerlein sah er aber, wie es scheint,
nicht und machte die Pforte jedenfalls wie-
der zu. Da hörte das Bäuerlein draußen,
wie der Herr voller Freude im Himmel
aufgenommen wurde und wie sie drinnen
musizierten und sangen. Endlich wurde
es dann wieder still (und) der heilige Pe-
trus kommt und macht die Himmelstüre
auf und lässt das Bäuerlein auch herein.

Da glaubte das Bäuerlein, es werde jetzt
auch musiziert und gesungen (wenn es
komme), aber alles war still; man
nahm es freilich mit aller Liebe auf (und)
die Engelein kamen ihm entgegen, aber
niemand sang.

Da fragte das Bäuerlein den heiligen Pe-
trus, warum man bei ihm nicht singe, wie
bei dem reichen Herrn, man sei, scheine
es, im Himmel auch parteiisch wie auf
der Erde.

Da sagt der heilige Petrus: „Nein wahr-
lich, du bist uns so lieb wie alle andern
und sollst alle himmlischen Freuden
genießen wie der reiche Herr; aber sieh,
so arme Bäuerlein, wie du eines bist,
kommen alle Tage in den Himmel, solch
ein reicher Herr aber kommt nur alle
hundert Jahre etwa einer.“

Brüder Grimm: Das Pürli im Himmel. In: Grimms Märchen, Manesse Bibliothek. Bd. II.

Einige Merkmale der schweizerdeutschen Aussprache

Es gibt kein einheitliches, standardisiertes Schweizerdeutsch. Zum besseren Verständnis sind den nachfolgenden Beispielen mehr oder weniger wörtliche Übersetzungen in die Schriftsprache gegenübergestellt.

Aus praktischen Gründen wird bei der Wiedergabe des Dialekts auf eine phonetische Umschrift verzichtet und das schweizerdeutsche Schriftbild wird möglichst dem hochdeutschen angeglichen.

Schriftdeutsch

Schweizerdeutsch

VOKALE

<u>Langer</u> Vokal in offener Silbe: <i>aber, Vater, wieder, entgegen</i>	=	<u>Kurzer</u> Vokal in offener Silbe: <i>aber, Vater, wieder, e(n)tgäge</i>
<u>Kurzer</u> Vokal in geschlossener Silbe (besonders vor „r“): <i>arm, auf, gehört, zwar, gestorben</i>	=	<u>Langer</u> Vokal in geschlossener Silbe (besonders vor „r“): <i>arm, uf, ghört, zwor, gstorbe</i>
<u>Diphthonge</u> (im Wortinneren): „ei“: <i>gleich, Zeit, reich</i> „au“: <i>auf, draußen</i> „äu“ (eu): <i>Bäuerlein, Häuslein</i>	=	<u>Monophthonge</u> (im Wortinneren): „i“: <i>glich, Zit, rich</i> „u“: <i>uf, vorusse</i> „ü“: <i>Bürli, Hüsli</i>
<u>Monophthonge</u> : „ie“: <i>Liebe, Brief, spazieren</i> „u“: <i>zu, gut, Bube, („look“)</i> „ü“: <i>Bücher, Güte</i>	=	<u>Diphthonge</u> : „ië“: <i>Liëbi, Briëf, spaziëre</i> „ue“: <i>zue, guet, Bueb, (luege)</i> „üe“: <i>Büecher, Güeti</i>
<u>Helle Vokale</u> : „a“: <i>zwar, einmal, fragt, warum</i> „o“: <i>kommt, Sommer, Sonne</i> „e“: <i>entgegen, endlich</i>	=	<u>Dunkle Vokale</u> (nur teilweise): „o“: <i>zwor, emol, frogt, worum</i> „u“: <i>chunt, Summer, Sunne</i> „ä“: <i>etgäge, ändlig</i>

KONSONANTEN

<u>Auslaut</u> „-n“: (final) <i>einmal, denn, nein</i>	=	<u>fällt ab</u> : <i>emol, de, nei</i>
<u>Anlaut</u> „k-“: (initial) <i>kommt, Katze</i>	=	<u>meist</u> „ch-“ <i>chunt, Chatz</i>
„st“, „sp“: <i>sterben, ist</i> <i>spielen, Visp</i>	=	„scht“, „schp“ (auch im <u>Inlaut</u>) <i>schtärbe, ischt</i> <i>schpile, Vischp</i>

ZUSAMMENZIEHUNG

<i>es ist – gewesen</i>	=	<i>s'ischt – gsi (gesein)</i>
<i>mit dem – bei dem (= beim)</i>	=	<i>mitem – bim</i>
<i>mit einem – bei einer</i>	=	<i>miteme – binere</i>
<i>die Himmelstür, die Frau</i>	=	<i>d'Himmelstür, d'Frau (= Pfrau)</i>
<i>gekommen, gegangen</i>	=	<i>cho, ggange</i>
<i>aufgenommen, hereinlassen</i>	=	<i>ufgno - inelo</i>

Häufig werden Verb und Pronomen oder Präposition und Artikel zusammengezogen, wobei ein „-n-“ als Bindeglied dient.

i ha, i bi
aber: *ha-n- = hani, bi-n-i = bini*
S'Buech wo-n-i (= woni) gläse ha
Wo-n-i (= woni) hei cho bi(n).

Auffallende grammatikalische Formen

Einige auffallende Eigenheiten der schweizerdeutschen Grammatik:

Regel

Der Akkusativ wird (wie im Französischen) nicht vom Nominativ unterschieden (außer bei Personalpronomina).

Der Genitiv wird durch den Dativ umschrieben.

Vor Eigennamen steht immer der bestimmte Artikel.

Das Relativpronomen heißt „wo“.

An die Stelle des Imperfekts und des Plusquamperfekts, die es nicht gibt, tritt das Perfekt.

Beispiel

Nom.: *de Herr ischt im Himmel ufgno worde*

Akk.: *Petrus macht uf und lot de Herr ine.*

De Schluss vo de Gschicht
Em Petrus sini Antwort
 (= dem P. seine A. = die A. des P.)

De Petrus, de Hans, de Ruedi;
d'Trudi (fem.) = s'Trudi (neutr.)

S'Bürli wo gstorbe-n-ischt.
De Herr, wo de Petrus ine lo het.

S'ischt emol es arms Bürli gsi.
S'Bürli het gmeint, s'werdi bi-n-im au gsunge.

VERBALPARTIKEL:

hinauf – herauf: *ufe*
 hinein – herein: *ine*

hinab – herab: *abe*
 hinaus – heraus: *use*

Wortschatz

Aus dem reichen Wortschatz der Mundart wählen wir eine Anzahl typischer, fast überall gebräuchlicher Schweizer Dialektausdrücke, deren Sinn nicht ohne weiteres zu erraten ist oder die im Schweizerdeutschen nicht die gleiche Bedeutung haben wie im Hochdeutschen:

abe	hinab, herab	Güggel (coq)	Hahn
ächt	vielleicht	gumpe	springen
afe, efang	einstellen	hebe	halten
alange, alänge	berühren	ine	hinein, herein
allpot	jeden Augenblick	keie	fallen
änet (+ Dat.)	jenseits	lätz	falsch
bhüetis!	Gott behüte uns	lisme	stricken
bitzli	bisschen	lose	(zu)hören, horchen
briegge	weinen	luege	schauen, sehen
Cheib (adj. cheibe)	Aas (Schimpfwort)	lupfe	heben
Chile	Kirche	Meitli, Meitschi	Mädchen, Magd
Chriesi	Kirsche	niemert	niemand
färn	letztes Jahr	niene	nirgends
Finke	Pantoffeln	nümme	nicht mehr
Füfliber	Fünffrankenstück	öppe	etwa
gäch	teil	öppis	etwas
Götte, Gotte	Pate, Patin	plange	(sehnsüchtig) warten
Hafe	Topf	ring	leicht
Grind	Kopf	schaffe, wärche	arbeiten
gspässig	seltam	Stäge	Treppe

Vor allem im Bereich des sinnlich Wahrnehmbaren übertrifft das Schweizerdeutsche die Schriftsprache durch seinen Reichtum an bunten, bildhaften Ausdrücken. Als Beispiel soll der Begriff des *Sterbens* herausgegriffen werden, für welchen das Idiotikon auf 14 enggedruckten Seiten unter hundert anderen folgende Umschreibungen aufzählt, die alle aus verschiedenen Landesteilen zusammengetragen sind und von denen jede aus einer bestimmten Sozial- und Gefühlssphäre stammt:

abfaare – abreise – abschiebe – abspaziere – abchraze – ewäg cho – himmle – ufgeiste – umstecke – verräble – es het en – es nimmt en – es chlept en – ewig verschnufet ha – zum Gugger sy – go Bire schüttle – Härd sueche – vergesse z’schnufe – mit em Petrus enig werde – zu üsem Hergott ga – go Grund träge – dem Pfarrer d’Henne heitue – dr Löffel ablegge – d’Ore hindere litze – s’Redli mache – d’Bei i d’Hechi stitze – nümme zum Migros ga – dr Barebli (= den Schirm) zuetue – i d’Holz-bire go – übers Steckli springe – usw.

(Schweizerisches Idiotikon, Frauenfeld, [seit 1881], Bd. 11)

Hans-Werner Grüninger, Bern

Auf den Web-Seiten der IDT (www.idt-2001.ch) stellen Luzernerinnen und Luzerner sich selbst und ihre Stadt vor – die Gelegenheit, sich in ihren Dialekt einzuhören!

Sprache(n) in der Deutschschweiz

Zum Gebrauch von Hochdeutsch und Mundart

0. Einleitung

Die kulturelle und sprachliche Vielfalt innerhalb des deutschsprachigen Raumes erfreut sich auch im DaF-Unterricht zunehmender Berücksichtigung. Dass die deutsche Sprache in verschiedenen Regionen Deutschlands, Österreichs und in der Schweiz unterschiedlich klingt und eigene Wortvarianten aufweist, dürfte allen DaF-Lernenden bekannt sein. Was aber weiss man im Ausland über die deutschschweizer Sprachsituation? Diese wird oft als erstes mit „Schwyzertütsch“ in Verbindung gebracht. Ich werde zunächst auf die weit verbreiteten, teilweise falschen Vorstellungen vom Schweizer Dialekt zu sprechen kommen. Im zweiten Teil werde ich darauf eingehen, wann und wie Standardsprache und Mundart in der Deutschschweiz nebeneinander verwendet werden. Der dritte Teil wird mit Bemerkungen zum Erwerb der Standardsprache in der Deutschschweiz meinen Beitrag abschliessen.

1. Gängige Einschätzungen der Deutschschweizer Sprachsituation

Sucht man das Internet via Suchmaschinen (z. B. Google oder Altavista) nach dem Begriff „Schwyzertütsch“ (auch „Schwyzertüütsch“ geschrieben) ab, ergibt sich eine Auswahl von Texten unterschiedlicher Niveaus, die die ganze Bandbreite von populären Vorstellungen über die Deutschschweizer Sprachsituation im Allgemeinen und den Dialekt im Besonderen abdeckt. Diese Vorstellungen und ihr Zustandekommen sind zwar nachvollziehbar, entsprechen aber nicht immer der Realität, auch wenn man solche Meinungen (nicht nur im Internet)¹ immer wieder lesen oder hören kann. Sie werden in den folgenden (konstruierten) Aussagen zusammenfassend wiedergegeben und kommentiert.

- *„Wenn man Deutsch als Fremdsprache gelernt hat und zum ersten Mal in die Deutschschweiz reist, macht man die Erfahrung, dass einem die Hochdeutsch-Kenntnisse nichts nützen: Weder versteht man, was die Leute sagen, noch sind diese bereit, selber mit Ausländern Hochdeutsch zu sprechen.“*

Richtig ist, dass die Schweizer Mundarten für jemanden, der zunächst nur die Standardsprache versteht, gewöhnungsbedürftig sind. Hält man sich jedoch länger im Land auf, ergibt sich eine gute passive Kompetenz innerhalb weniger Wochen bis Monate. Dass sich die Deutschschweizer generell weigern, mit Ausländern die Standardsprache zu sprechen, muss zurückgewie-

¹ Vgl. z. B. Scholz 2001:91, 95 und 106.

sen werden, auch wenn es viele Deutschschweizer gibt, die von sich sagen, sie sprächen nur ungern Hochdeutsch. Ein Mythos ist auch, dass Deutschschweizer mit Ausländern, die gut Hochdeutsch sprechen, generell lieber auf Französisch, Englisch oder Italienisch kommunizieren als auf Hochdeutsch; auch wenn durch das Nebeneinander der vier Landessprachen sowie durch das Hin- und Herschalten vom Dialekt in die Standardsprache und zurück eine gewisse, im Vergleich zu weitgehend monoglossischen Sprachgebieten grössere sprachliche Flexibilität und Offenheit für Fremdsprachen zu beobachten sein mag – man wird kaum einen (einsprachigen) Deutschschweizer antreffen, der besser Französisch und Englisch als Hochdeutsch spricht. Und es beherrschen nicht alle Schweizerinnen und Schweizer alle Landessprachen – schon gar nicht das Rätoromanische!

– *„Das Schweizerdeutsche, das man am Radio und im Fernsehen hört, ist leicht zu verstehen.“*

Diesem Irrtum sind schon viele Gäste gerade aus dem Norden Deutschlands unterlegen. Aber es geht meistens nicht lange, bis sie herausfinden, dass die Sprache, die sie in den Medien hören und leicht verstehen können, nicht Schweizerdeutsch ist, sondern Hochdeutsch, wie man es in der Schweiz spricht – nicht nur in den Medien, sondern auch in anderen öffentlichen, formellen Situationen. Dieses Schweizerhochdeutsch ist identisch mit dem Hochdeutsch in Deutschland, abgesehen von einer Reihe v. a. lexikalischer Besonderheiten und von systematischen Ausspracheunterschieden. So wird bspw. das /r/ im Auslaut in der Regel nicht vokalisiert, man sagt also im Schweizerhochdeutschen oft nicht [fa:ta] für „Vater“, sondern „buchstabengetreu“ [fa:ter]. Charakteristisch für das /r/ im Schweizerhochdeutschen ist zudem, dass es selten uvular (d.h. mit vibrierendem Halszäpfchen), sondern öfters apikal (mit am Zahndamm vibrierender Zungenspitze, „(vorne) rollend“) ausgesprochen wird – so wie in der Mehrheit der Dialekte übrigens auch. Gerade das rollende /r/ wird neben krachenden glottalen Frikativen („Chuchichäschtli“) bekanntlich von Nichtschweizern eingesetzt, um den Schweizer Dialekt zu karikieren.

– *„Die deutschschweizer Dialekte sind so verschieden, dass man, wenn man einen davon versteht, beim nächsten schon wieder grosse Verständnisschwierigkeiten hat.“*

Die Variation der Mundarten in der Deutschschweiz ist zwar tendenziell kleineräumiger als in Deutschland. Die Dialektgrenzen² in der Schweiz umfassen

2 Isoglossen sind Grenzlinien zwischen zwei dialektalen Realisationen eines sprachlichen Phänomens. Diese Sprachgrenzen kommen durch die Erhebung des Wort- und Lautbestands zustande.

kleinere Gebiete. Jedoch unterscheiden sich die Dialekte untereinander weniger stark als die Dialekte in Deutschland! Die grosse Mehrheit der deutschschweizer Dialekte werden einer einzigen „Dialektfamilie“, dem Hochalemannischen, zugerechnet.³ Hat man Berndeutsch verstehen gelernt, wird es nicht lange dauern, bis man auch mit Zürichdeutsch keine Probleme mehr hat.

– *„Schweizerdeutsch unterscheidet sich stark von anderen deutschen Dialekten.“*

Das Gesamt der deutschen Mundarten kann in nieder-, mittel- und oberdeutsche Dialekte eingeteilt werden. Die Dialekte im Raum Basel, Freiburg i. B. bis „hinauf“ nach Stuttgart sind einander recht ähnlich.⁴ Sie gehören nicht nur zur selben Grossfamilie, zum Oberdeutschen (wozu übrigens auch der Bairisch-Österreichische Dialektraum gehört⁵); sie können sogar derselben Untergruppe, dem Alemannischen, zugeordnet werden. Das Hochalemannische (also Schweizerdeutsche) gehört ebenso zum Alemannischen Dialektraum wie das Schwäbische. Man kann also davon ausgehen, dass sich ein Schwabe und eine Baslerin, wenn sie beide Dialekt sprechen, recht gut verstehen, währenddessen eine Sprecherin aus dem westfälischen Dialektraum mit demselben Schwaben Verständigungsprobleme haben dürfte, sprächen sie beide ihren Dialekt.

– *„In der Deutschschweiz spricht man Deutsch. Viele Leute sprechen aber noch Mundart.“*

Die Vorstellung, dass sich der Dialekt in der Deutschschweiz länger gehalten hat als in weiten Teilen Deutschlands, ist zwar nicht ganz unrichtig, impliziert aber fälschlicherweise, dass es nicht mehr lange geht, bis auch in der Deutschschweiz alle nur noch Standardsprache sprechen. Standardsprache und Dialekt bilden in der Deutschschweiz jedoch eine stabile funktionale Diglossie⁶, die sich wahrscheinlich noch lange halten wird: Die Verwendung

3 Mit wenigen Ausnahmen: Bspw. spricht man im Kanton Wallis höchstalemannischen Dialekt, während der Basler Dialekt wiederum niederallemannische Merkmale aufweist (z. B. /k/ im Anlaut – man sagt in Basel also [kind] für „Kind“ und nicht [chind]).

4 Die Isoglossen fallen nicht mit den Schweizer Staatsgrenzen zusammen! Vgl. Haas 2000:57.

5 Daher verstehen sich Österreicher und Schweizer, die Dialekt und nicht Hochdeutsch miteinander sprechen, recht gut. Norddeutsche, die Dialekte aus dem Süden des deutschsprachigen Raumes selten hören, verstehen Dialekt sprechende Schweizer oder auch Österreicher oft schlecht. Daher werden dialektsprachige Filme mit Untertiteln versehen.

6 Vgl. Ferguson 1976 (1959).

von Dialekt und Standardsprache ist nicht an einzelne Sprecher und ihren Bildungsstand, sondern an unterschiedliche Kommunikationssituationen gebunden. Dies ist einer der Hauptunterschiede zwischen der Sprachsituation in der Deutschschweiz und der Sprachsituation in Deutschland.

- „*Die gebildeten Leute sprechen auch in der Deutschschweiz (nur) Hochdeutsch.*“

Das ist falsch. Man spricht unabhängig von Bildung und sozialem Status Dialekt – es kommt allein auf die Kommunikationssituation an. Im Alltag wird von SprecherInnen aller sozialer Schichten Dialekt gesprochen. Die Standardsprache wird unter Landsleuten auch dann nicht für alltägliche Kommunikation verwendet, wenn es sich um Fachgespräche handelt. Auch eine deutschschweizer Universitätsprofessorin wird, nachdem sie ihre Vorlesung im Standard gehalten hat, die Sprechstunde – sofern sie es mit einem deutschschweizer Studierenden zu tun hat – im Dialekt abhalten; Deutschschweizer Parlamentarier sprechen in der Wandelhalle des Bundeshauses untereinander Dialekt, nachdem die Debatte auf Hochdeutsch geführt worden ist.⁷ Die Parlamentarier werden die politische Debatte im informellen Rahmen problemlos im Dialekt weiterführen; als „Ausbausprache“ ist der Dialekt für alle Gesprächsthemen anwendbar, da er unter phonologischer Anpassung die ganze Standardlexik und bis zu einem gewissen Grad auch ihre Syntax in sich aufnehmen kann; in der Folge ist der Dialekt für alle kommunikativen Domänen verwendbar, so zum Beispiel auch für Fachgespräche unter Ärzten.

- „*Schweizerdeutsch wird von Region zu Region unterschiedlich verschriftlicht.*“

Dies ist zwar richtig, erweckt aber den falschen Eindruck, dass es eine aus dem Dialekt herausgebildete, weit verbreitete Schriftsprache gäbe. Geschrieben wird in der Deutschschweiz, wie im übrigen deutschsprachigen Raum auch, in der Standardsprache. Geschriebenem Dialekt begegnet man relativ selten. Wenn, dann vorwiegend in der Korrespondenz unter Jugendlichen, in Liedertexten, in Mundartliteratur oder in persönlichen Erlebnisberichten, wie der folgende (berndeutsche) Textausschnitt zeigt: „*Wo mer am Tannesee acho*

7 Der Gebrauch des Hochdeutschen erklärt sich einerseits durch die Öffentlichkeit und Formalität der Kommunikationssituation, andererseits wird aber auch den Kollegen und Kolleginnen zuliebe, die aus der französisch- oder italienischsprachigen Schweiz stammen, Hochdeutsch gesprochen. Parlamentssitzungen finden in einigen Kantonen allerdings im jeweiligen Dialekt statt, z. B. im Kanton Baselland. Die Mundart wird also zunehmend auch für formelle Situationen verwendet. So hat der Gebrauch der Mundart in den letzten Jahrzehnten auch für Informationssendungen in Radio und Fernsehen zugenommen.

si, hei mer de z'grächtem Hunger gha. Es schöns Bänkli am See het is iglade, drufe abzhocke. Hie hei mir du z'Mittag gässe. Es isch schön gsi, uf dä ruhig See z'luege.“ (Bäärgfruehlig uf dr Frutt, 2001, Internet)⁸

Eine normierte, kodifizierte, eigene Schriftsprache hat man in der Deutschschweiz aber nicht.⁹

– „Schweizer sprechen langsam.“

Weil sie es nicht täglich verwenden und ihnen somit die Routine fehlt, sprechen manche Deutschschweizer langsamer Standarddeutsch als norddeutsche Sprecherinnen und Sprecher.¹⁰ In der Regel sprechen sie in ihrem Dialekt aber schneller und – dies ist v. a. bei Schulkindern zu beobachten – mit dynamischerer Intonation als im Standard.

Einige Menschen, seien dies Lernende von Deutsch als Fremdsprache oder Deutschsprachige aus anderen Gebieten des deutschen Sprachraums, belustigt das Schweizerdeutsche. Wenn das auch dann so bleibt, nachdem sie erfahren haben, dass man im Schweizerdeutschen nicht an *jedes* Substantiv -li hängt, muss man das Terrain linguistischer Erklärungsversuche verlassen. Ebenso wenige Argumente lassen sich der Meinung entgegenhalten, die vielen glottalen Frikativlaute („chch“) liessen die Schweizer Mundarten hart und hässlich tönen, wie der Homepage einer australischen Reiseagentur zu entnehmen ist: „*It's all in the throat. ... It's the „chhhhhh“ or „kkkkkk“ noise that baseball players make before they deposit tobacco juice on the infield grass. Go ahead try to pronounce ... „Chäs-Chüechli“ without losing your dignity. You'll understand why humorist George Mikes once said of Swiss-German dialect, „it is as though the Venus of Milo were to belch suddenly in public.*“ (Goswitzerland, 1997, Internet).

2. Nebeneinander von Standard und Dialekt in der Deutschschweiz im Unterschied zur Sprachsituation Deutschlands

Standarddeutsch oder Hochdeutsch wird in der Deutschschweiz vorwiegend als Schriftsprache gebraucht. Gesprochen wird es nur in formellen, öffentlichen Situationen, bspw. in der Schule, an der Universität, im National- und Ständerat, in den Medien (in überregionalen Nachrichtensendungen), in der

8 „Als wir am Tannensee ankamen, hatten wir dann wirklich Hunger. Ein schönes Bänkli am See lud uns ein, uns hinzusetzen. Hier assen wir dann zu Mittag. Es war schön, auf diesen ruhigen See zu schauen.“

9 Es gibt zwar Grammatiken bspw. für das Basel-, Zürich- und Berndeutsche. Man hält sich beim Verschriftlichen des Dialekts aber in seltenen Fällen daran.

10 Dies dürfte ein Grund für die stereotype Vorstellung vieler Deutscher sein, die Schweizerinnen und Schweizer seien langsam – nicht nur im Sprechen, sondern auch im Denken und Handeln.

Kirche und im Gespräch mit Fremdsprachigen sowie Deutschsprachigen, von denen man annimmt, dass sie keinen Dialekt verstehen. Von der Mehrheit der deutschschweizer Bevölkerung wird Standarddeutsch also relativ selten gesprochen. Überdies gibt es keine Zwischenformen, keine überregionale, historisch aus den Dialekten entstandene eigene Schweizer Varietät als Umgangssprache bzw. Alltagssprache¹¹. Dialekt und Standard werden strukturell klar auseinandergehalten und funktional konsequent getrennt. Im Gegensatz dazu können deutsche Sprecherinnen und Sprecher, sofern sie überhaupt noch einen Dialekt sprechen, den Grad der Dialektalität je nach Kommunikationssituation anpassen und sich einer Umgangssprache i. S. eines Ausgleichsdialekts bedienen. Sie können ihre Sprache stufenlos zwischen den Polen Dialekt und Standardsprache einstellen, da sie über ein „Dialekt-Standard-Kontinuum“ verfügen.

Ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen der deutschen und der deutschschweizer Sprachsituation besteht darin, dass der Dialekt in der Schweiz, im Gegensatz zum weitverbreiteten niedrigen Prestige des Dialekts in Deutschland, sozial unmarkiert ist; alle sprechen Dialekt, unabhängig vom sozialen Status und der Bildung. Deshalb kann auch niemand allein aufgrund der Tatsache, dass er oder sie Dialekt spricht, diskriminiert werden. In Deutschland hingegen gibt es Sprecherinnen und Sprecher, die nur Standard sprechen (wollen), da der Dialekt gegenüber der Standardsprache sozial markiert ist: Dialekt und Standard werden zu Soziolekten, zu Aushängeschildern, von denen man annimmt, dass sie etwas über die soziale Herkunft des Sprechers oder der Sprecherin verraten. In der Deutschschweiz ist der Dialekt aber geradezu ein Nationalsymbol. Dazu gehört auch, dass beim „Durchschnittschweizer“ stereotype negative Einstellungen gegenüber dem Standard zu beobachten sind. Diese sind im allgemeinen durch Unsicherheit, Angst, Ablehnung, bestenfalls „Respekt ohne Liebe“ (Sitta 1979) bestimmt. Allerdings gilt es hier medial zu differenzieren: negative Einstellungen gegenüber dem Hochdeutschen betreffen lediglich den gesprochenen Standard. Und wenn es damit Probleme gibt, sind diese nicht sozialer Art, sondern werden als kollektive Probleme erlebt, da der Gebrauch von Dialekt und Standard eben gerade nicht von der jeweiligen Arbeits- und damit verbundenen Lebensweise determiniert wird, sondern situationsabhängig ist. Das Verhältnis der Deutschschweizer zum Hochdeutschen als Schriftsprache ist hingegen problemlos.

11 Ausnahmen bilden das „Radiodeutsch“ (direkte Übersetzungen aus dem Standard in den Dialekt unter Beibehaltung der standardsprachlichen Syntax und Lexik), der Einsatz von Dialektwörtern in Werbung und Boulevardjournalismus und die Lerner-sprache, wie man sie in Texten von Schulanfängern findet und die tatsächlich eine Art Kontinuum zwischen Dialekt und Standardsprache bildet.

3. Zum Erwerb des Hochdeutschen in der Deutschschweiz und zur Entwicklung der Einstellungen zum Hochdeutschen

Den Hochdeutscherwerb in der Deutschschweiz insgesamt als Fremd- oder Zweitspracherwerb zu bezeichnen, wäre m. E. unangemessen, auch wenn bei Primarschulkindern gewisse Zweitsprach-Erwerbsstrategien¹² zu beobachten sind. Mundart und Standard sind einander strukturell zu ähnlich, als dass man sie als verschiedene Sprachen bezeichnen könnte. In lexikalischer Hinsicht ist der Hochdeutscherwerb weitgehend in den Mutterspracherwerb (also in den Erwerb des jeweiligen Dialektes, in den das Kind hineinwächst) eingebunden. Der im Dialekt stattfindende Wortschatzausbau kann grösstenteils direkt auf die Standardsprache übertragen werden und umgekehrt. Das der Mundart und dem Standard gemeinsame Lexikon macht den grössten Teil des Wortbestandes aus.

Trotzdem ist es so, dass, bedingt durch die funktionale Einschränkung des Standards, Schweizer Kinder weniger selbstverständlich und weniger fließend Hochdeutsch sprechen lernen als deutsche Kinder. Dabei ist nicht nur die mangelnde Gelegenheit, den gesprochenen Standard zu üben, ein erschwerendes Moment im Standardspracherwerb; es ist auch der normative Zwang der Schriftsprache, der sich negativ auf das Sprechen des Standards auswirkt.

Gesprochene Standardsprache ist für Schweizer Kinder eine Sonderform der Mündlichkeit. Ihr Erwerb setzt aber nicht erst in der Schule ein. Als Rezipienten werden sie via Medien täglich mit dieser Sprachform konfrontiert. Ihre passive und bereits im Vorschulalter durchaus in Ansätzen vorhandene aktive Standardkompetenz wird oft unterschätzt. Wenn Vorschulkindern hochdeutsche und schweizerdeutsche Geschichten vorgelesen bzw. abgespielt werden, sind nur minimale Unterschiede im Verstehen festzustellen. Sie nutzen ihr Wissen über phonologische und morphologische Transformationen, um Hochdeutsch so zu verstehen, dass sie ihr mundartliches Lexikon vollumfänglich für den Verstehensprozess gebrauchen können (Stern 1988:139, 142-153). Der Hochdeutscherwerb ist dem Dialekterwerb also nicht einfach nachgeschaltet, sondern findet zwischen sechs und acht Jahren weitgehend ungesteuert in nichtschulischen Situationen statt.

12 Stern (1988:148f, 154) stellt bei Schweizer Kindern eine „beschränkte aktive hochdeutsche Erzählfähigkeit“ fest und deutet diese als Indiz dafür, dass die Hochsprache nach Fremdsprach-Erwerbsstrategien gelernt werde. Sie erscheinen bspw. als negative Transfers von der Mundart in den Standard. Im Bereich der Morphologie, in der Hochdeutsch und Schweizerdeutsch beträchtliche Differenzen aufweisen, können typische Zweitsprach-Lernstrategien, d. h. eine graduelle Näherung an die Ziel-Form, beobachtet werden, so z. B. beim Erwerb des Präteritums: die Form „ging“ entwickelt sich über „gehe“, „gangt“; „setzte“ über „setzt“, „sitzt“; „ass“ über „esst“, „isst“.

Der Dialekt wird in der Deutschschweiz in der Regel assoziiert mit: persönlich, vertraut, locker, frei, einfach, gefühlvoll, farbig, ausdrucksstark, sympathisch, lustig etc. Die Standardsprache dagegen wird empfunden als: unpersönlich, unvertraut, steif, kompliziert, wenig emotional, gepflegt, gehoben etc. (Sieber/Sitta 1986:122). Diese Einstellungen sind in der funktionalen Verteilung der beiden Varianten begründet und haben nichts mit dem Wesen der Sprachsysteme zu tun. Sogar innerhalb der Schule werden die beiden Varietäten funktional verteilt: Kopf- bzw. Leistungsfächer werden auf Hochdeutsch unterrichtet; in den Herz- und Handfächern (z. B. Musik, Werken, Sport) wird Mundart gesprochen. Manchmal wird aber auch in den Leistungsfächern Mundart gesprochen, nämlich dann, wenn es um Informelles oder Organisatorisches (Schulreisen, Material, Fensterschliessen etc.), Zu-rechtweisungen, Bekundungen von emotionaler Bewegtheit, spontane Anweisungen und Bekräftigungen von Aussagen geht sowie bei Unsicherheit von Seiten der Lehrkraft (bei ungeplanten Unterrichtsphasen) und der Klasse, kurz: wenn es menschelt.

Die Einstellung von Kindergartenkindern gegenüber dem Standard kann noch als neutral bezeichnet werden (Häcki Buhofer/Studer 1993:196). In der ersten Klasse, wenn also der gesteuerte Standardspracherwerb einsetzt, bevorzugen die Kinder sogar den Standard. Sie verfügen in diesem Alter bereits über ein beträchtliches Sprachdifferenzbewusstsein und können die Varietäten durchaus auseinander halten (Häcki Buhofer/Studer 1993:10). Bereits Zweitklässler bevorzugen wiederum die Mundart (Häcki Buhofer/Studer 1993:196f.), und diese Einstellung, also die Bevorzugung der Mundart gegenüber dem Standard, vertieft sich mit zunehmendem Alter der Kinder. Die Freude am Hochdeutschsprechen nimmt nach der Einschulung kontinuierlich ab, das Fremdeln beginnt.

Die Prägung der negativen Einstellung gegenüber der gesprochenen Standardsprache beginnt also ein Jahr nach der Einschulung. Die Entwicklung der negativen Einstellung zum Standard scheint mit dem Zeitpunkt zusammenzufallen, zu dem die Kinder die deutschschweizer Sprachsituation als Diglossie-Situation zu erfassen beginnen. Je höher die Kinder den Unterschied zwischen Dialekt und Standard einschätzen, desto negativer wird ihre Einstellung zum Standard. Schülerinnen und Schüler scheinen diesen Unterschied nicht nur höher einzuschätzen als Kindergartenkinder, sondern auch als Erwachsene.

Es ist keineswegs sicher, aber zumindest möglich, dass Deutschschweizer lieber und leichter Hochdeutsch sprächen, wenn sie als Schulkinder ihre Freude am Hochdeutschen im Verlauf der Primarschuljahre nicht verlören. Zu diskutieren bliebe, was die Lehrkräfte dazu beitragen könnten.

4. Zitierte und weiterführende Literatur

- Ammon, Ulrich. 1995. Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin, New York: de Gruyter.
- Auer, Peter; di Luzio, Aldo (Hg). 1988. Variation and Convergence. Studies in Social Dialectology. (Soziolinguistik und Sprachkontakt Bd. 4.) Berlin, New York: de Gruyter.
- Ferguson, Ch.A. Diglossia. 1976. In: Language Structure and Language Use. Stanford: Stanford University Press, 1–26 (der Aufsatz erschien zuerst 1959 in: Word 15).
- Haas, Walter. 1988. Schweiz. In: Ammon, Ulrich; Dittmar, Norbert; Mattheier, Klaus J. (Hg). Sociolinguistics/Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft. Berlin, New York: de Gruyter, 1365–1383.
- Haas, Walter. 2000. Die deutschsprachige Schweiz. In: Schläpfer, Robert; Bickel, Hans (Hg)., 57–108.
- Häcki Buhofer, Annelies; Burger, Harald. 1998. Wie Deutschschweizer Kinder Hochdeutsch lernen. Der ungesteuerte Erwerb des gesprochenen Hochdeutschen durch Deutschschweizer Kinder zwischen sechs und acht Jahren. Stuttgart: Steiner.
- Häcki Buhofer, Annelies; Studer, Thomas. 1993. Zur Entwicklung von Sprachdifferenzbewusstsein und Einstellungen zu den Varianten des Deutschen in der Deutschen Schweiz. In: Werlen, Iwar (Hg)., 179–199.
- Koller, Werner. 1992. Deutsche in der Deutschschweiz. Eine sprachsoziologische Untersuchung. Aarau etc.: Sauerländer.
- Löffler, Heinrich (Hg). 1986. Das Deutsch der Schweizer: Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz. Aarau etc.: Sauerländer.
- Löffler, Heinrich; Pestalozzi, Karl; Stern, Martin (Hg). 1979. Standard und Dialekt. Studien zur gesprochenen und geschriebenen Gegenwartssprache. Festschrift für Heinz Rupp. Bern, München: Francke.
- Schläpfer, Robert; Bickel, Hans. 2000. Die viersprachige Schweiz. Aarau etc.: Sauerländer.
- Schmidlin, Regula. 1999. Wie Deutschschweizer Kinder schreiben und erzählen lernen. Textstruktur und Lexik von Kindertexten aus der Deutschschweiz und aus Deutschland. Tübingen, Basel: Francke.
- Scholz, Christian. 2001. Neue Schweizer Wörter. Mundart und Alltag. Frauenfeld etc.: Huber.
- Sieber, Peter; Sitta, Horst. 1986. Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau etc.: Sauerländer.
- Sitta, Horst. 1979. Mundart und Hochsprache in der Schule. In: Löffler, Heinrich et al (Hg)., 165–175.
- Stern, Otto. 1988. Divergence and Convergence of Dialect and Standard from the Perspective of the Language Learner. In: Auer, Peter; di Luzio, Aldo (Hg)., 133–156.
- Werlen, Iwar (Hg). 1993. Schweizer Soziolinguistik – Soziolinguistik der Schweiz. Bulletin CILA 58.
- Werlen, Iwar. 1998. Mediale Diglossie oder asymmetrische Zweisprachigkeit? Mundart und Hochsprache in der deutschen Schweiz. In: Babylonia N1/1998, 22–35.

Regula Schmidlin, Universität Fribourg

Fremdsprachendidaktik und -methodik im Spannungsfeld von Theorie und Praxis

Ein Essay

1. Entwicklung der Fremdsprachendidaktik zur Wissenschaft

Die rasche Entwicklung des Fremdsprachenunterrichts im institutionalisierten Schulsystem einerseits und die Entwicklung der Wissenschaften, die die (Fremd-)Sprache als Forschungsobjekt untersuchen, andererseits bildeten die Grundlage für die Entwicklung der Fremdsprachendidaktik als einer wissenschaftlichen Disziplin. Sie wurde zu einem universitären Fach nobilitiert. Damit erhielt sie das wissenschaftliche Subjekt (d. h. den Forscher, Theoretiker) als Institution sowie die materiellen Voraussetzungen für die wissenschaftliche Fundierung, um die man sich besonders bemühte, zumal andere Disziplinen, besonders die so genannten Grundlagenwissenschaften (Linguistik, Psychologie, Didaktik u. a.) weitaus stärker entwickelt waren.

In der Phase der Formulierung grundlegender Theoreme und der allgemeinmethodologischen Selbstbestimmung als souveräner Wissenschaftszweig schuf die Fremdsprachendidaktik ihren eigenen und unabhängigen Forschungsgegenstand (den Lehr- und Lernprozess von Fremdsprachen), ihre eigenen Forschungsziele (die Ausarbeitung eines optimalen Lehr- und Lernsystems) und ihre eigenen Forschungsmethoden (die Verallgemeinerung der besten Ergebnisse der Praxis, das didaktische Experiment, die Verwertung von sprachdidaktisch relevanten Errungenschaften der benachbarten Grundlagenwissenschaften u. a.).

Die Fremdsprachendidaktik musste diese Etappe erst zufriedenstellend beenden, um sich frei von Minderwertigkeitsgefühlen mit größerer Aufmerksamkeit der Lösung praktischer Fragen zu widmen.

Über den Stellenwert einer Fachdidaktik für den Fremdsprachenunterricht bestehen in der Forschung noch große Divergenzen. Manche fassen sie als didaktische, andere als linguistische Disziplin auf. Die unterschiedlichen Meinungen reichen dabei von einer völligen Verneinung der linguistischen Relevanz bis hin zur Auffassung des Fremdsprachenunterrichts (nicht der Fremdsprachendidaktik!) als des angewandten Teils der Linguistik. Ohne hier auf die einzelnen Argumente für und wider im einzelnen eingehen zu können, muss doch festgestellt werden, dass die Fachdidaktik der Fremdsprachen mittlerweile wie jedes andere Lehrfach auch als eine didaktische Disziplin aufzufassen ist. Zugleich wird sie jedoch von vielen linguistischen und anderen Theorien beeinflusst, da sie ihrer Natur nach einen ausgesprochen interdisziplinären Charakter aufweist. Der Fremdsprachenunterricht

unterscheidet sich von den meisten anderen Unterrichtsfächern durch seine Spezifik, die darin liegt, dass die Fremdsprache den Unterrichtsgegenstand, das Unterrichtsmittel und das -ziel zugleich bildet. Im Fremdsprachenunterricht geht es nicht – wie in den meisten anderen Fächern – um die Vermittlung von Kenntnissen, sondern um die Entwicklung von Sprachfertigkeiten. Dieser Tatsache muss auch in der Sprachlehrforschung Rechnung getragen werden.

Die Etappe der wissenschaftlichen Selbstbestimmung führte zu einer immer größer werdenden Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, auf die im einzelnen noch einzugehen ist. Letztere muss ihre komplexen und komplizierten Probleme in jeder Schule, jeden Tag und jede Stunde bewältigen. In gewissem Sinne hat sich daher die Unterrichtspraxis unabhängig von der Theorie entwickelt und sie auf gewissen Gebieten sogar hinter sich gelassen. Außerdem kam hinzu, dass sich die Theorie um die Standortbestimmung und Klärung ihres Verhältnisses zu den Nachbarwissenschaften sowie um die Übernahme der Ergebnisse und Erkenntnisse dieser Wissenschaften bemühte und ihrem eigentlichen Forschungsobjekt, d. h. dem praktischen Lehr- und Lernprozess von fremden Sprachen, weniger Interesse widmete und sich stattdessen auf Einzeluntersuchungen und -beschreibungen beschränkte. Nach wie vor fehlt es daher an einer übergreifenden Theorie, die die meisten wichtigen Aspekte des Fremdsprachenunterrichts integrieren würde.

Weder die erwähnten Einzelleistungen noch die inzwischen massenhaft entwickelten Materialien und Medien, die die Praxis sehr wohl verwerten kann, können diese noch ausstehende theoretische Leistung ersetzen. Mit anderen Worten: Es fehlt das wichtige Bindeglied zwischen der reinen Theorie und der Praxis, und zwar eine angewandte Theorie der Fremdsprachendidaktik, die synthetische, praxisbezogene, methodisch-organisatorische Lehr- und Lernsysteme liefern würde.

2. Braucht der Deutschlehrer eine spezielle Fachmethodik?

Im folgenden soll kurz dargelegt werden, was im Bereich der Fremdsprachendidaktik und -methodik bisher geschaffen wurde und worauf sich – besonders im Hinblick auf die Fremdsprachenmethodik – in der weiteren Entwicklung aufbauen lässt.

Die Fremdsprachendidaktik unterteilt sich in die allgemeine und die spezielle Fachdidaktik. Die allgemeine Fachdidaktik beschäftigt sich mit allgemeinen Problemen der Theorie und Praxis des Unterrichts aller Fremdsprachen, die spezielle Fachdidaktik (z. B. Deutsch als Fremdsprache) mit den Problemen einer bestimmten Fremdsprache, in der Regel ohne auf die entsprechenden Ausgangssprachen Bezug zu nehmen.

Analog zu der allgemeinen und speziellen Fachdidaktik gibt es die allgemeine und die spezielle Fachmethodik. Erstere befasst sich mit der Vermittlung aller Fremdsprachen, erforscht gemeinsame Eigenschaften und formuliert aus ihren Erkenntnissen allgemeine Sprachlehrtheorien. Letztere beschäftigen sich mit der Vermittlung einer konkreten Sprache an Schüler einer konkreten Nationalität (z. B. Deutsch für Polen) und setzen die ihr gelieferten Theorien in ein konkretes Lehrsystem um.

Wie bereits angedeutet, weist die spezielle Fachmethodik einen angewandten praxisbezogenen Charakter auf. Als konkretes Unterrichtsmittel in der Hand des Fremdsprachenlehrers basiert sie auf:

1. der kontrastiven Analyse der Ausgangs- und Zielsprache,
2. der psychosozialen Charakteristik der Lernenden,
3. den konkreten Unterrichtsbedingungen.

Die linguistische Basis der speziellen Fachmethodik bilden die kontrastiven Studien und die komplementär zu ihnen entwickelten Fehleranalysen. Ihr Ziel ist es, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Sprachen und somit die potentiellen Interferenzquellen zu untersuchen. Die kontrastive Linguistik schafft damit einen Ansatz für die didaktische Grammatik, die eine Basis für die entsprechende Selektion, Graduation, Präsentation und Wiederholung des lexikalischen und grammatikalischen Materials in den sprachdidaktischen Materialien bildet.

Unserer Auffassung nach sind die rein linguistischen kontrastiven Studien für die spezielle Fachmethodik unzulänglich, da sie nicht alle Aspekte der sprachlichen Kommunikation umfassen. An Bedeutung gewinnen daher die vergleichenden psycholinguistischen Studien des Erst- und Zweitspracherwerbs, die kontrastiven sprechakttheoretischen Analysen der Bildung und Funktion einer sprachlichen Nachricht sowie Analysen von Gesprächsstrategien, aber auch von Interimssprachen u. a. Des weiteren geraten auch paralinguistische (Gestik, Mimik etc.) und landeskundliche Aspekte immer stärker in den Blickpunkt, die auf die gewachsene Bedeutung der interkulturellen Kommunikation verweisen.

Die Landeskunde spielt in der speziellen Fachmethodik eine besondere Rolle. Eine fremdsprachlich bezogene Landeskunde fußt u. a. auf kontrastiven kulturanthropologischen, soziopsychologischen und soziolinguistischen Untersuchungen, die zum Ziel haben, die konstitutiven Bestandteile und unterschiedlichen Elemente der Zielkultur im Vergleich zur Ausgangskultur herauszuarbeiten. Ein besonderes Merkmal der speziellen Fachmethodik ist eben die Integration der sprachbezogenen interkulturellen Landeskunde in den Fremdsprachenunterricht.

Wie aus dem oben Dargelegten folgt, braucht der Fremdsprachenlehrer eine spezielle Fachmethodik. Eine solche Methodik, verstanden als ein geschlos-

senes, fachübergreifendes und wissenschaftstheoretisch fundiertes organisatorisch-methodisches Lehrsystem, existiert bis jetzt noch nicht. Einstweilen muss der Fremdsprachenlehrer aus den vielen verschiedenen Ansätzen und Teilergebnissen ein eigenes Lehrsystem ausarbeiten. Dabei hat er im Unterrichtsprozess ganz besondere Aufgaben zu erfüllen. Mit der Verschiebung des Schwerpunktes vom Lehren auf das Lernen gewinnen – neben der üblichen Lehrtätigkeit – die Kontroll- und Steuerungsfunktionen an Bedeutung. Der Lehrer plant und steuert den Unterrichtsprozess, individualisiert den Lernvorgang, motiviert die Schüler und hilft ihnen, ihre eigene Lernstrategie zu entdecken. Dies führt uns zu der Erkenntnis zurück, dass die Effizienz des fremdsprachlichen Unterrichts nicht allein von den Methoden abhängt – so wichtig die spezielle Fachmethodik auch sein mag –, sondern von den am Unterrichtsprozess beteiligten Komponenten (Lehrer, Schüler, Unterrichtsmaterialien und -bedingungen). Und in dieser Erkenntnis liegen die Ansätze für die Optimierung aller Komponenten und somit des gesamten Unterrichtsprozesses.

3. Die Entwicklung von Lehr- und Lernmethoden

Das grundsätzliche Ziel der Fremdsprachenmethodik, verstanden als angewandte Theorie der allgemeinen Fremdsprachendidaktik, ist die Erarbeitung von praxisbezogenen methodisch-organisatorischen Lehr- und Lernsystemen. Wir bezeichnen ein solches System als Methodik und unterscheiden es von der Methode, die Teil einer Methodik ist und spezielle Lehr- und Lernverfahren beschreibt. Eine Lehrmethode ist eine Lehrkonzeption. Sie ist theoriebezogen, indem sie wissenschaftliche Erkenntnisse über den Sprachaufbau, die Sprachfunktion und den Spracherwerb verwertet. Sie ist praxisbezogen, indem sie Faktoren dieser Ebene – Adressatenspezifika, Unterrichtsbedingungen u. a. – berücksichtigt. Aber auch dann ist eine Lehrmethode kein fertiges, anwendungsbezogenes Lehrsystem. Sie muss in den Rahmen einer Lehrmethodik eingebettet werden. Diesen Rahmen bildet das didaktische Gefüge, das die folgenden didaktischen Größen umfasst: Lehrer, Lerner, Sprache, Lehrmaterialien, Lehr- und Lernmethoden und Unterrichtsbedingungen. Eine auf einem solchen Gefüge aufgebaute Methodik bildet ein methodisch-organisatorisches System von Maßnahmen und Direktiven, das die mannigfaltigen Tätigkeiten des Lehrers zur Auslösung, Regulierung und Kontrolle der Lerntätigkeiten der Schüler bestimmt.

Die Bemühungen, den Fremdsprachenunterricht zu optimieren, konzentrieren sich zunächst einmal auf das Zur-Verfügung-Stellen von exakten Lehrmaterialien und die Erarbeitung von geeigneten Lehrtechniken, Übungsformen usw. Diese pragmatische Orientierung resultiert vor allem aus dringenden praktischen Bedürfnissen. So hat beispielsweise der Mangel an lingu-

stisch fundierten angewandten Beschreibungen von Fachsprachen zur Folge, dass eine Methodik der Fachsprachenvermittlung noch nicht entwickelt werden konnte. Es fehlt auch eine metatheoretische Reflexion über diese Vermittlung. Somit kann auch keine Rede von einer umfassenden wissenschaftlichen Fremdsprachendidaktik sein. Beide Teildisziplinen der weitgefasst verstandenen Fremdsprachendidaktik müssen erst auf wissenschaftlich fundierter Basis entwickelt werden, um den wachsenden Erfordernissen der Praxis gerecht zu werden.

Obwohl, wie gesagt, eine geschlossene Methodik des Fremdsprachenunterrichts noch nicht existiert, fehlt es nicht an gelungenen Einzelbeiträgen, die einen hohen didaktisch-methodischen Wert haben und somit die wissenschaftliche Fundierung einer Fachsprachenmethodik und -didaktik ermöglichen. Eine Lehrmethode sei in diesem Zusammenhang folgendermaßen definiert: *Eine Lehrmethode ist ein Komplex von Prinzipien und Lehrverfahren, die sich aus der Natur der Sprache und deren Funktion im Kommunikationsprozess sowie aus der Natur der Sprachaneignung ergeben. Sie wird jeweils von den Lehrzielen und Lehrbedingungen sowie den psychosozialen Eigenschaften der Lernenden bedingt.*

Nach dieser Definition hat die Methode einen angewandten Charakter. Sie stützt sich auf Erkenntnisse und Errungenschaften benachbarter Disziplinen und greift auf die pragmatische Ebene zurück, um für konkrete Schülergruppen und Unterrichtsbedingungen adäquate Lehrverfahren festzulegen. Die Lehrverfahren werden dabei von entsprechenden Lehrprinzipien abgeleitet. Daraus kann gefolgert werden, dass es keine universelle Unterrichtsmethode gibt und geben kann. Aus der Gesamtheit der existierenden und potenziellen Lehrprinzipien werden diejenigen ausgewählt, modifiziert und integriert, die die Realisierung festgelegter Lernziele in optimaler Weise garantieren.

Für die Entwicklung einer Lehrmethode sind die Kenntnis der Beschaffenheit der Fremdsprache (im Kontrast zur Muttersprache), deren Funktionieren und Verwendung in der menschlichen Kommunikation sowie die Kenntnis der psycholinguistischen Voraussetzungen und der Prozesse des gesteuerten Spracherwerbs entscheidend. Für die didaktische Praxis muss die Methode den konkreten Lernbedingungen (Zusammensetzung der Schülergruppe, Unterrichtsbedingungen etc.) angepasst werden. Demnach gibt es keine universelle, wohl aber eine optimale Methode für jede betreffende Adressatengruppe. Die gegebene Methode muss als Lehrkonzept in den breiteren Rahmen des fremdsprachentheoretischen Gefüges eingebettet werden, welches folgende methodische Größen sowie die Wechselbeziehungen zwischen ihnen umfasst: ADRESSAT und seine LERNBEDÜRFNISSE – ZIELE – INHALTE – METHODEN – MEDIEN – BEDINGUNGEN des Unterrichtsprozesses.

Die Beschreibung und Erklärung der Eigenschaften der einzelnen Komponenten und des Funktionierens dieses methodischen Gefüges bildet eine unabdingbare Voraussetzung, um konkrete, angewandte Theorien (darunter auch die Lehr- und Lernmethoden) zu entwickeln. Zu diesem Zweck müssen noch die Erkenntnisse benachbarter Disziplinen integriert werden. Der Weg von der Theorie zur Praxis ist also recht weit. Deshalb ist auch die Diskrepanz zwischen ihnen relativ groß. In vielen Fällen sind praktische Lösungen sogar weiter fortgeschritten als die Theorie, deren primäre Aufgabe darin liegt, die Unterrichtspraxis zu beobachten, zu analysieren, zu beschreiben und zu erklären.

4. Zum Verhältnis von Theorie und Praxis des Fremdsprachenunterrichts

Wenn es zutrifft, dass die Wissenschaft die Praxis zunächst beschreiben und erklären soll, um so und mittels des integrierten Wissens auf die Praxis rückkoppelnd einzuwirken, dann ist die Praxis der Theorie in gewisser Weise immer einen Schritt voraus. Erstens ist die Widerspiegelung der Praxis nie vollständig, zweitens ist die Praxis nie vollständig voraussagbar, und sie verändert sich ständig in ihrer Mannigfaltigkeit, schneller als die Wissenschaft dies erkennen kann. Darüber hinaus verifiziert die Unterrichtspraxis die theoretischen Erkenntnisse und Direktiven, indem sie jeden Tag unvorhersehbare Probleme ohne direkte Hilfe von Seiten der Theorie lösen muss. Von der Theorie kommen Impulse, Teillösungen, Optimalisierungsvorschläge, gelegentlich umfangreichere Theorien. Sie müssen mit Hilfe der angewandten Theorie in die Unterrichtspraxis integriert werden, wobei die Theorie *das Prinzip des fremdsprachlichen Filters* berücksichtigen muss. Daraus folgt, dass die Theorie nicht alle praktischen Probleme zu lösen vermag, sie ist aber imstande, die Praxis in qualitativer Weise zu beeinflussen. Erforderlich ist somit eine interdisziplinäre Integration der Fremdsprachendidaktik mit den Nachbarwissenschaften und die Integration von Theorie und Praxis des Fremdsprachenunterrichts.

Aus diesen skizzenhaft dargelegten Gedanken zum Verhältnis zwischen Theorie und Praxis können verschiedene Schlussfolgerungen gezogen werden. Zunächst einmal die, dass Theorie und Praxis nicht im Widerspruch stehen, sondern als zwei Seiten einer Medaille einer ständigen Kommunikation und Integration bedürfen. Es kann weiter geschlussfolgert werden, dass es *die* Methode gar nicht gibt und geben kann. Vielmehr geht es darum, Methoden unter Berücksichtigung der Erkenntnisse aus Theorie und Praxis adressatenspezifisch zu entwickeln.

Im Hinblick auf das nicht vollständig und plausibel geklärte Verhältnis der Fremdsprachendidaktik zu den Grundlagenwissenschaften einerseits und der

Theorie und Praxis des Fremdsprachenunterrichts andererseits entstehen viele Klischeevorstellungen und Vorurteile, die im folgenden näher beschrieben werden sollen.

Das erste Klischee kommt von den Theoretikern und Praktikern, die vielfach dem Glauben anhängen, die Theorie könnte alle Probleme der Praxis lösen. Die Wissenschaft hat aber in erster Linie neue Erkenntnisse über das untersuchte Objekt zu liefern. Die angewandte Theorie setzt sich zum Ziel, die Praxis positiv zu verändern, von ihr kann zwar viel, aber nicht alles erwartet werden.

Das zweite Klischee ist ein Pendant zum ersten und besagt in etwa, das Fremdsprachenlernen unterliege keinen wissenschaftlichen Gesetzen und könne von der Theorie nicht beeinflusst werden; Lehren sei reine Kunst und müsse dem Geschick des Lehrers überlassen werden. Nach dieser These dürften allein das Talent, die Intuition und die Erfahrung des Lehrers die Faktoren bilden, die die Effizienz des fremdsprachlichen Unterrichtsprozesses bestimmen.

Das dritte Klischee stammt von vielen Methodikern, die glauben, dass es die Methode sei, die den größten Einfluss auf die Effizienz des Unterrichtsprozesses ausübe. (Sie bringen immer wieder neue Methoden in die fachliche Diskussion ein, als ob die Praxis nicht längst bewiesen hätte, dass es auf die Methode eigentlich nicht ankommt.) Je nach Methodikrichtungen und Durchsetzungskraft des einen oder anderen Methodikers sind einmal die Lernmotivation, ein anderes Mal die Individualisierung des Lernprozesses, wiederum ein anderes Mal die Infrastruktur, die Unterrichtsmaterialien und -bedingungen (heute z. B. die Rolle des Computers wie früher die des Sprachlabors) der Faktor, der in seiner Rolle und Funktion in der Praxis verabsolutiert und so zum Fetisch gemacht wird.

Uns scheint es hingegen, dass ein gutes Lernklima, eine positive Lerneinstellung der Schüler, dass vor allem Faktoren wie Motivation, Fleiß und Ausdauer sowie die Kenntnis der Lerngesetzmäßigkeiten die Gedächtniskapazität und -leistung weitaus mehr beeinflussen als andere Faktoren.

Das vierte Klischee ist am gefährlichsten, da es kaum erkannt und dennoch von vielen geteilt wird. Es ist die offensichtliche Einseitigkeit und die zeitliche Begrenztheit der oft von Modetrends abhängigen Hypothesen, die verabsolutiert werden und so den Unterrichtsprozess stark beeinflussen. Wir antworten darauf mit einer eigenen These zur Effizienz des Lernens:

Die Effizienz des fremdsprachlichen Unterrichtsprozesses ist von allen an diesem Prozess beteiligten Komponenten, d. h. dem Lehrer, dem Schüler, der Unterrichtsmethode und den -materialien sowie den Unterrichtsbedingungen abhängig.

An die Stelle von analytischen Ansätzen tritt so ein synthetisches Konzept einer Integration von sämtlichen Faktoren und Komponenten der Unterrichtspraxis. Vor allen Dingen geht es um die Entwicklung einer Bildungs- und Sprachenpolitik, die den mannigfaltigen Zielen der Praxis gerecht werden kann und die u. a. die zeitgemäße Ausbildung der Lehrer, die Versorgung mit der nötigen medialen Infrastruktur und die Schaffung einer adäquaten Methodik umfasst.

Waldemar Pfeiffer, Poznań

REZENSIONEN

Aussprachekurs Deutsch. Ein komplettes Übungsprogramm zur Verbesserung der Aussprache für Unterricht und Selbststudium (mit 6 CDs). Text- und Übungsbuch. Von Ulrike A. Kaunzner. 183 Seiten. Heidelberg: Julius Groos Verlag 1997. ISBN 3-87276-809-3. Besprechung von *Lívía Adamcová*.

Das vorgelegte Lehrbuch von U. Kaunzner ist vor allem für Deutschlehrer geeignet, die ein vollständiges Übungsmaterial zur deutschen Phonetik suchen, um die markantesten Besonderheiten der normgerechten deutschen Aussprache einzuüben, zu erklären, evtl. zu korrigieren. Es ist aber auch für alle Deutschlerner bestimmt, die im Rahmen ihres Selbststudiums ihre Aussprache verbessern möchten.

Wenn es sich um Fremdsprachler handelt, so empfiehlt die Autorin diesen Aussprachekurs für Lernergruppen der Mittelstufe und für Fortgeschrittene, die bereits gewisse Vorkenntnisse des Deutschen und keine großen semantischen Probleme haben. Die genannte Vorentlastung galt als Richtlinie bei der Auswahl von Übungen, Beispielen, Sätzen und Dialogen. Unserer Meinung nach ist das Buch auch für Lerner der Grundstufe geeignet, die unter fachlicher Anleitung das Buch und die CDs benutzen können. Die ganze Gestaltung des Buches lässt zu, dass man es an Universitäten, bei Fortbildungskursen, an Sprachschulen, beim Selbststudium und dgl. verwenden kann.

Zu Beginn des Buches finden wir ein Kapitel zu methodisch-didaktischen Grundsätzen, die der besseren Orientierung dienen. Die Lehrer finden hier wertvolle Informationen zur Zielgruppe, zum Aufbau des Kurses, zum richtigen Umgang mit dem Übungsmaterial usw. Ein Vorteil des Buches ist, dass sich der Benutzer in der Einführung in das deutsche Lautsystem sowie in den kurzen theoretischen Abhandlungen zu Beginn jedes Kapitels leicht auch ohne tiefere Vorkenntnisse orientieren kann.

Beim Aufbau des Kursbuches geht U. Kaunzner von drei Prinzipien aus (S. 4):

- Die normgerechte Aussprache beginnt mit der korrekten Perzeption.
- Erst durch wiederholtes Nachsprechen in unterschiedlichen Zusammenhängen wird eine korrekte Aussprache aufgebaut.
- Ein Wechsel von Imitation und kognitivem Reflektieren ist notwendig, um andere Situationen übertragen zu können.

Um diesen drei Prinzipien nachzukommen, wurde der „Aussprachekurs“ als Text- und Übungsbuch mit begleitendem Hör-

material auf 6 CDs konzipiert. Das Lehrbuch enthält sowohl eine Einführung in das deutsche Lautsystem und Erläuterungen zu den einzelnen Kapiteln als auch sämtliche Übungstexte. Diese wurden so aufgespielt, dass der Lerner rezeptiv und produktiv arbeiten und gleichzeitig sich selbst im Sprachlabor kontrollieren kann.

Die Autorin bevorzugt in ihrem Buch bei der Einübung von segmentellen und suprasegmentellen Aussprachephänomenen die Methode „learning by doing“, wobei der Lerner aktiv an der Aneignung seiner Kenntnisse und Fertigkeiten beteiligt ist und gezwungen ist, nicht nur passiv zuzuhören, sondern auch mitzuarbeiten. Das Lernen erfolgt also durch das praktische Üben und auf diese Weise kann man sich das Erlernte besser einprägen.

Eine Besonderheit des Buches, die wir positiv beurteilen, sind die Hinweise auf die regionalen Ausspracheunterschiede und umgangssprachliche Varietäten des Deutschen. Dabei wurde darauf geachtet, dass die im Duden „Aussprachewörterbuch“ (1990) bzw. im „Großen Wörterbuch der deutschen Aussprache“ (1982) geltenden Normen eingehalten werden.

Der Kurs stellt einen komplexen und umfangreichen Übungskatalog dar und ist für keine Ausgangssprache konzipiert. Die Autorin wendet sich mit ihrem Aussprachekurs an alle DaF-Lerner, die ihre Aussprache verbessern wollen. Selbst die Muttersprachler, wenn sie mit dialektgefärbter Aussprache Probleme haben, können von dem Buch profitieren. Eine große Hilfe sind dabei die CDs mit den Aufnahmen deutscher Muttersprachler.

Das Übungsbuch ist so aufgestellt, dass vor dem Übungsteil eine kurze Einführung in das deutsche Lautsystem zu finden ist. Hier werden theoretische und methodische Prinzipien und Grundlagen der Orthoepie behandelt. Zu Beginn jedes Kapitels finden wir eine kurze Erklärung oder Information zum phonetischen Thema, über die hier ausgewählten und geübten phone-

tischen Erscheinungen. Bei den Einzellauten geht es um die Beschreibung ihrer korrekten Bildung, Hinweise zur Orthographie, Transkription. Weitere Kapitel enthalten im theoretischen Teil Erklärungen und Regeln zum Stimmeneinsatz, zu den nichtvokalischen Endungen, zu den Wortgrenzen, prosodischen Merkmalen des Deutschen usw. Das ganze Übungsbuch behandelt also theoretisch eine fast vollständige Beschreibung der Ausspracheprobleme des deutschen Vokal- und Konsonantensystems und der Konsonantenverbindungen. Zu einigen Lauten finden wir jedoch keinen eigenen Übungsteil (z. B. zu den Konsonanten *l, m, n*), weil sie, nach Meinung der Autorin, den Lernern keine Probleme bereiten. Wir sind aber der Meinung, dass besonders der L-Laut für die Fremdsprachler (Chinesen, Slawen) ein problematischer Laut ist (im Slowakischen gibt es z. B. eine palatalisierte und eine nichtpalatalisierte Variante, wie in den Wörtern *ľad – ľúka*). Für jede fremde Sprache sind also andere Ausspracheprobleme des Deutschen typisch, darum sollten unserer Meinung nach der Vollständigkeit halber alle Segmente in Übungen enthalten sein.

Ansonsten ist für das Buch typisch, dass bei jedem Laut alle Möglichkeiten seiner Stellung im Wort geübt werden: initial, medial, final, in den Fremdwörtern. Nach den Segmenten werden auch die Suprasegmentalia erörtert: Wortakzent, Satzakzent, Rhythmus, Melodieverlauf. Den Abschluss bildet ein Kapitel, in dem Dialoge mit verschiedenen Alltagssituationen vorzufinden sind, die sozusagen eine Zusammenfassung aller Übungen darstellen. Die Dialoge bieten am Ende der Übungseinheiten und im letzten Kapitel gute Möglichkeiten für Rollenspiele und für den kreativen Umgang mit der Sprache. Sie dienen auch (ähnlich wie die Frage-Antwort-Übungen) der Annäherung an alltägliche Sprachsituationen, weil sie monologisch und auch dialogisch anwendbar sind. Die Übungen sind klar, verständlich und übersichtlich konzipiert und durch theo-

retische Erläuterungen ergänzt. Es werden gebräuchliche Wörter ohne schwierige Konstruktionen verwendet, sie belasten die Lerner nicht mit ihrem Inhalt. Ungebräuchliche Ausdrücke werden mit einem Sternzeichen markiert und in der Wortliste am Ende des Lehrbuches erklärt. Diese Worterklärungen verfolgen zwei Ziele:

- Es ist nicht gut, wenn Wörter und Sätze immer wiederholt, aber nicht verstanden werden.
- Das Übungsmaterial dient auch der Erweiterung des Wortgutes.

Die Autorin empfiehlt, die Wörter, Wortgruppen und Sätze zuerst anzuhören und dann nachzusprechen. Die Sätze soll man sich zweimal anhören, bevor man sie nachspricht. Kurztex te und Dialoge werden immer zuerst als Ganzes angehört, um die kommunikative Absicht zu erfassen. Zum Schluss hört man die Texte in Abschnitten mit Pausen, dann spricht man sie nach. Man kann den Text entweder mitlesen oder sich auf den Höreindruck konzentrieren, ohne mit dem Buch zu arbeiten. Diese Vorgehensweise und didaktische Anweisung finden wir effektiv und wirksam.

Interessant finden wir den Übungsteil mit den Wortgrenzen, wo solche Fälle behandelt werden, bei denen in den nachfolgenden Wörtern die gleichen Konsonanten als Wortauslaut und -anlaut erscheinen, z. B.

strittig – stritt ich, sie schrie pausenlos – sie schrieb pausenlos, zwei Maler kennen – zweimal erkennen usw.

Zum Schluss noch ein paar zusammenfassende Bemerkungen: *Der Aussprachekurs Deutsch* gibt einen interessanten Einblick in die problematischen Ausspracheschwerpunkte des Deutschen und ist damit auch für Lehrende und Lernende von Deutsch als Fremdsprache wertvoll und trägt bestimmt zur Förderung der Sprachkompetenz der Deutschlerner bei.

Insgesamt erfüllt das Buch seine Zielstellung in vollem Maße. Der Lerner findet hier ein komplettes Angebot aller möglichen Erscheinungsformen der deutschen Laute und der Intonation. Mit Hilfe der angebotenen Übungen kann der Lerner sein erworbenes Regelwissen überprüfen und festigen (z. B. „Achten Sie auf die Position des Wortakzents“, S. 139–141). Es enthält aber auch Aufgaben, die sich auf grammatische oder semantische Zusammenhänge beziehen (z. B. „Stambetonung – Präfixbetonung“ S. 142–143, „Komposita: Substantive, Adjektive“ S. 137–140).

Ganz abschließend können wir konstatieren, dass das Übungsbuch für verschiedene Deutschlerner nützlich ist und dass es anregt, sich weiter mit phonetischen Schwerpunkten zu beschäftigen.

Internet für Germanisten. Eine praxisorientierte Einführung. Von Hartmut Schönherr und Paul Tiedemann. 163 Seiten. Darmstadt: Primus-Verlag 1999. ISBN 3-89678-133-2. Besprechung von *Lars Eriksen, Sønderborg.*

Wer sich heute als Germanist nur auf die Erzeugnisse der ersten IT-Revolution Gutenberg's stützt, kann riskieren, eine der größten Chancen im Bereich des DaF und des grenzüberschreitenden Lernens zu verpassen. Die Verfasser dieses Buchs beabsichtigen, Germanisten als Einführung einen nützlichen Leitfaden für das neue Medium des Internets an die Hand zu geben. Die Idee, eine fachspezifische Einführung in das Internet zu verfassen, ist gewiss nicht

neu, denn bereits 1996 entstand mit dem Werk von *Kröger/Clasen/Albrecht: Internet für Juristen* ein zuverlässiger Leitfaden für den Gebrauch der Rechtswissenschaftler. Interessierte Germanisten sollten aber auch *Borrmann/Hentschel: Germanistik und Internet*, in: *Mitteilungen des deutschen Germanistenverbandes, Heft 3/1998* kennen. Schönherr arbeitet an der Universität Tübingen an einem Projekt zur Vermittlung von Gegenwartsliteratur über das Internet.

Tiedemann kann als ausgewiesener Kenner des World Wide Web bezeichnet werden. Sein Werk *Internet für Juristen* (1999) präsentiert viele Möglichkeiten der juristischen Informationsrecherche im WWW. Zudem bieten seine weiteren Werke mit und für Fachkollegen der Orientalistik, der Soziologie, der Archäologie, der Pädagogik und der Kunstgeschichte Facheinführungen für weitere besondere Fachgruppen.

Das hier vorzustellende Werk bietet aber darüber hinaus unzählige weitere Quellen aus dem Internet an. Hier soll insbesondere die Nutzbarkeit für den im Bereich DaF/Interkulturelle Germanistik Tätigen erläutert werden. Der etwas geübtere Internetsurfer kann den ersten Teil des Werkes überspringen (S. 1–44). Themen wie Internet und dessen Struktur, Funktion der E-Mail, Mailing-Lists und Newsletters werden für den Anfänger anschaulich, gründlich und mit vielen Beispielen erläutert. Der zweite, umfangreichere Teil (S. 45–117) enthält *Wichtige Adressen für die Germanistik*. Hier wird die gezielte Anwendung germanistischer Suchmaschinen und Internetadressen erläutert und auch die Nutzbarkeit dieser Adressen kommentiert. In zwei Abteilungen mit insgesamt 16 Rubriken werden Internet-Adressen von germanistischer Relevanz vorgestellt. Aufgrund der Fülle der Informationen können sowohl Praktiker aus dem Bereich der Deutschdidaktik als auch Kollegen aus Lehre und Forschung zu anspruchsvollsten Forschungsschwerpunkten recherchieren. Es finden sich viele Hinweise auf Tagungen, auf Möglichkeiten der Büchersuche in elektronischen Archiven, mehrere Online-Zeitschriften und natürlich Hinweise auf das Projekt Gutenberg u. a. m. Selbstverständ-

lich entdeckt man auch eine – allerdings m. E. etwas kurz geratene – Kommentierung der Startseite des IDV (<http://www.wlu.ca/~wwwidv>).

Im dritten Teil des Buches über das *Publizieren im Internet* (S. 119–144) werden zunächst Urheberrecht und Urheberschutz erörtert, einschließlich eines Leitfadens für die Erstellung von Dokumenten für das WWW. Dieser Leitfaden erweist sich im Wesentlichen als eine praktische Programmieranleitung für das HTML. Jedoch sind auch andere sehr hilfreiche Winke vorhanden, wie Hinweise auf die nur-elektronischen Verlage im Internet (z. B. rocketbook.com) oder auf die Zitationsregeln des Internets (Nachname, Vorname: Titel, URL, Abfragedatum).

Sehr hilfreich und interessant ist der kleine Anhang über weiterführende Literatur, die – jetzt gibt es kein Zurück mehr für den Internetmuffel! – zu fast 50 % aus Websites besteht.

Das Internet bietet heute Informationen für Germanisten in nahezu unbegrenztem Umfang. Johann Heinrich Zedlers 64-bändiges *Großes vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste* von 1732–1754 mit dem Gesamtstand des damaligen Wissens seiner Zeit erscheint daneben dünner als ein Reclam-Heftchen.

Allerdings gehören Werke in ihre Entstehungszeit und das hier vorgestellte Werk hat durchaus seine Berechtigung als gutes Step-by-Step-Handbuch mit Erläuterungen zu einem neuen Hilfsmedium für sowohl den Unterricht als auch die Lehre und die Wissenschaft. Alles in allem ein empfehlenswertes Werk für den im DaF-Bereich tätigen Germanisten.

Wer? Wie? Was? Mega 2. Schülerbuch Stufe 2. ISBN 3-86035-120-6. Wer? Wie? Was? Schülerarbeitsheft 1 und 2. ISBN 3-86035-121-4, ISBN 3-86035-122-2. Köln: VUB-Gilde Verlag 1998. Besprechung von *Rainer Domisch*, Helsinki.

Was erwarten DaF-Lehrer von einem Mega-Lehrwerk für den Anfängerunter-

richt kurz vor der Jahrtausendwende? Und was für ein Deutschbuch schlagen zeh-

bis zwölfjährige Schüler täglich gerne und ohne übermäßiges Seufzen und Murren auf?

Hier sind einige Kriterien für so ein Lehrwerk, die wenigstens theoretisch bereits weltweit die Runde gemacht haben:

- Spaß muss es machen. Wobei „Spaß“ zu verstehen ist als Spaß am Lernen, also Befriedigung dabei empfinden, dass man im Unterricht Schritt für Schritt sichtbar etwas gelernt hat. Und dass im Unterricht etwas passiert, kurz – interaktives Lernen stattfindet.
- Die Inhalte müssen Kinder interessieren. Sie müssen aus ihrer Erfahrungswelt stammen und gleichzeitig so attraktiv geboten werden, dass sie Neugier erwecken und zum Umgang mit ihnen anregen.
- Sprachkönnen steht vor Sprachwissen. Von Anfang an lernen Schüler Inhalte, Meinungen, Wünsche mitzuteilen. Und die mündlichen Fertigkeiten haben dabei Vorrang.
- Produktive und reproduktive Fertigkeiten werden gleichermaßen entwickelt, und zwar kleinschrittig. Die Grundfertigkeiten Hören, Sprechen, Lesen und Schreiben werden folgerichtig gelernt.
- Die Lehrbuchsprache ist authentisch und wird nicht in vorgegebene grammatische und starre Muster gepresst. Dennoch werden grammatische Hilfen gegeben, wo nötig.
- „Kultur lernen“ bezieht von der ersten Stunde an Fakten, kommunikatives Lernen und kulturvergleichende Aspekte ein.

Das ist nicht wenig verlangt. Und doch gibt es ein Lehrwerk für Kinder, dessen Autoren sich wohl all dieser Maßstäbe bewusst waren: *Wer? Wie? Was? Mega 2*. Schon die Vorstellung der Inhalte macht neugierig. In der Wir-Form werden den Schülern Tätigkeiten versprochen: „Wir interviewen, wir kaufen ein, wir fahren

nach ..., wir schreiben und telefonieren, wir singen.“ Und es sind keine leeren Versprechungen. Sie werden tatsächlich eingelöst. Begleitet von authentischen Farbfotos und lustigen Zeichnungen – wie man sie seit Jahren nur von Marlene Pohle kennt – wird die neue Sprache in verschiedenen Textsorten eingeführt: Dialoge, Briefe, Tagebucheinträge, Berichte, E-Mails und Faxe, Mitteilungen, Bastelanleitungen, Anzeigen, Zeitungsartikel, Erläuterungen zu Fotos und Bildern, Gedichte, Liedtexte und Comics. Die Themen sind Teile der Erfahrungswelt der Schülerzielgruppe: Freunde, Sport und Spiel, Einkaufen, Reisen, Kontakte über Grenzen hinweg, Freizeit, Musik, Auto, Medien und Umwelt.

Mit Unterthemen, Informationen und Aktivitäten wird in jeder der 10 Lektionen schrittweise ein Themenkreis aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet, beleuchtet und exemplarisch erarbeitet. Zum Beispiel Reisen: Auf die Orientierung auf der Deutschlandkarte, die minialogische Einführung verschiedener Orte und Landschaften, die Aktivierung und Festigung durch weitere Minialoge, auf das Kofferpacken mit dem Wortfeld „Kleidung“ folgen Ferienzele mit allen möglichen Aktivitäten – Essen im Restaurant, Tagebucheinträge machen und Briefe und Ansichtskarten schreiben.

Die mündlichen Übungen sind geschickt mit den Texten verknüpft, in die Progression eingewoben und lassen den Schülern bereits auf einer einfachen Kommunikationsebene individuelle und z. T. auch kreative Auswahlmöglichkeiten. Adaptierte Sprachmuster kommen auf direktem Weg zur aktiven Anwendung im Klassenraum, in der Partnerarbeit, in der Gruppenarbeit oder bei der individuellen Beschäftigung.

Die grammatische Bewusstmachung, also die Einsicht, warum was wie funktioniert, erfolgt praktisch und einfach. Die lange und lustige Dackelfigur auf jeder Textbuchseite erinnert den Lehrer in Form von Stichwörtern an die jeweils nebenbei ein-

zuübenden grammatische Häppchen. Dazu kommen farbliche Hilfen und viele klare Sprechimpulse. Gekonnt ist die Trennung von automatisierender Übung in der Lektion und der später zu erfolgenden überlegenden Einsicht am Ende des Textbuches.

Die Schülerarbeitshefte ergänzen das Schülerbuch durch eine Vielfalt von Übungstypen: aktiv mit Wörtern und Sätzen umgehen, Wörterrätsel lösen, Lücken auf intelligente Art ausfüllen, Zuordnen, Rollen übernehmen, Minidialoge sprechen und schreiben, Geschichten verfassen.

Und das Vokabellernen geschieht nicht auf einem jener Vokabelfriedhöfe, wie wir sie von früher zur Genüge kennen, wo sich deutsche Wörter und die jeweiligen muttersprachlichen Übersetzungen anöden und nur auf den Abruf beim nächsten Vokabel-

test warten. Lektionsbegleitend werden die neuen Wörter auf der linken Seite angegeben, auf der rechten Seite – z. T. illustriert – in einen sinnvollen sprachlichen Kontext eingebettet, und in der Mitte bleibt Raum für die mögliche Eintragung der muttersprachlichen Bedeutung. So soll es sein. Denn Schüler lernen eine Sprache aktiv nicht nur durch bloßes Wiedererkennen sich entsprechender Bedeutungsinhalte, sondern durch immer wiederkehrendes und übendes Einprägen von eben solchen sprachlichen Versatzstücken.

Wer? Wie? Was? Mega ist eine möglichst weite Verbreitung auch außerhalb der deutschen Auslandsschulen zu wünschen. Denn auch Lehrende mit einer anderen Muttersprache als Deutsch werden damit ihre Freude haben. Und motivierte und aktive Schüler lernen leichter und besser.

Angelika Steets: Robert Schneider: Schlafes Bruder. Oldenbourg Interpretationen, Band 69, ISBN 3-486-88695-9. München: Oldenbourg Verlag GmbH 1999. Besprechung von *Jana Tvrzníková*, Regensburg.

Es ließe sich lange diskutieren, was besser wurde – ob der Roman „Schlafes Bruder“ selbst oder seine Verfilmung durch den Filmemacher J. Vilsmäier. (Da erlaube ich mir die Bemerkung, dass einige Szenen aus dem Film mit André Eisermann in der Hauptrolle in meinem Heimatland gedreht wurden.) Abgesehen von pädagogisch-didaktischen Aspekten bietet uns der Film jedenfalls ein künstlerisches Erlebnis.

Der Problematik filmischer Adaptation widmet das von mir rezensierte Buch ein ganzes Kapitel. Die übrigen sechs Kapitel präsentieren den Autor, seine Geschichte eines Vorarlberger Dorfes mit seinen Bewohnern, analysieren die ästhetischen Grundsätze der Entstehung des Werkes und dessen Darstellungsweisen, befassen sich mit der Sprachkunst, musikalischen Strukturen und erzählerischen Effekten des Romans. Diese sieben Kapitel dienen als Grundlagen für die Unterrichtshilfen (di-

daktische Aspekte, Unterrichtsreihen, Unterrichtssequenz, Klausurvorschläge), die noch mit zusätzlichen Materialien ergänzt wurden. Zu bemerken ist, dass die 23 Unterrichtssequenzen für den Grund- und Leistungskurs konzipiert sind. Neben didaktischem Aspekt und methodischer Realisierung wird jeder Stunde eine Hausaufgabe hinzugefügt. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, mit diesen Unterrichtsvorschlägen variabel umzugehen. Im Gegenteil – es wird erwünscht.

Notwendige Voraussetzungen für die Lernenden, die diese packende Schülerlektüre behandeln sollen, sind hervorragende Sprachkenntnisse und eine gewisse Sensibilität für Kunst.

Wer mit der Sprache nicht vertraut ist oder mit der Postmoderne nichts anfangen kann, sollte zu einem anderen Buch greifen.

Dies weist auf die Tatsache hin, dass die Interpretation von Angelika Steets für Lehrer

und Lektoren bestimmt ist, die mit Schülern (eventuell Studenten) mit entwickelter Sprachkompetenz zu tun haben. Wer kein Sprachlehrer ist, sich aber für Ästhetik der literarischen Postmoderne, Parabeln in der deutschsprachigen Literaturgeschichte oder den deutschen Film interessiert zeigt, eventuell intellektuelles Vergnügen sucht, kommt in der interpretierenden Publikation ebenfalls auf seine Kosten.

Wenn man vom sprachlichen Niveau der DaF-Lernenden ausgeht (wenigstens meinen Erfahrungen nach), würde ich diesen Roman erst in der Oberstufe einsetzen unter der Voraussetzung, dass die Schüler über sehr gute Sprachkenntnisse verfügen, reif genug sind sowie ein Gefühl für die

Art des Romans haben. Geeignet finde ich den Einsatz vor allem an den Universitäten. Zu guter Letzt lasse ich die Autorin Angelika Steets sprechen:

„Robert Schneider wird 1961 in Bregenz, Österreich, geboren. Wer seine leiblichen Eltern sind, lässt er im Ungewissen. Nicht zu wissen, woher man kommt, hat auch etwas Magisches. Nach der Geburt wird er in ein SOS-Kinderdorf gebracht. Ein Vorarlberger Landwirtehepaar nimmt ihn auf und zieht ihn, zusammen mit drei weiteren Adoptivkindern, in Meschach groß, einem gottverlassenen, föhngepeitschten Nest mit achtundsechzig Einwohnern, dem er sich nie wirklich zugehörig fühlt ...“ (Der Ausschnitt wurde gekürzt.)

EINGESANDTE LITERATUR

Die hier aufgeführten Bücher sind der Schriftleitung von den Verlagen zugeschiedt worden. Sie stehen zur Besprechung zur Verfügung. Bitte schreiben Sie dem Schriftleiter a. i., falls Sie bereit sind, für den RUNDBRIEF den einen oder anderen Titel zu besprechen. Er schickt Ihnen das Buch gerne zur freien Verfügung zu.

Deutsch global. Neue Medien – Herausforderung für die deutsche Sprache. Hrsg. von Hilmar Hoffmann. Köln, DuMont, 2000. ISBN 3-7701-5264-6.

Der Vorleser. Von Bernhard Schink. Interpretiert von Juliane Köster. Oldenbourg Interpretation Band 98. München, Oldenbourg, 2000. ISBN 3-486-88745-9.

Tangram. Best-of-Tangram-Raps. Das Beste aus dem Erfolgswerk. Mit Bandinfo, den grössten Hits und CD. Ismaning, Max Hueber Verlag, 2000.

Unterrichten mit Internet & Co. Methodenhandbuch für die Sekundarstufe I und II. Von Hartmut Koch und Hartmut Neckel. Berlin, Cornelsen Verlag, 2001. ISBN 3-589-21455-4.

Kopiervorlagen und Materialien zu „Harry Potter und der Stein der Weisen“: 5.–7. Schuljahr. Von Katrin Nothdorf. Berlin, Cornelsen Verlag, 2001. ISBN 3-589-21530-5.